Deutſche Abende

von

Berthold Auerbach.

Mannheim.

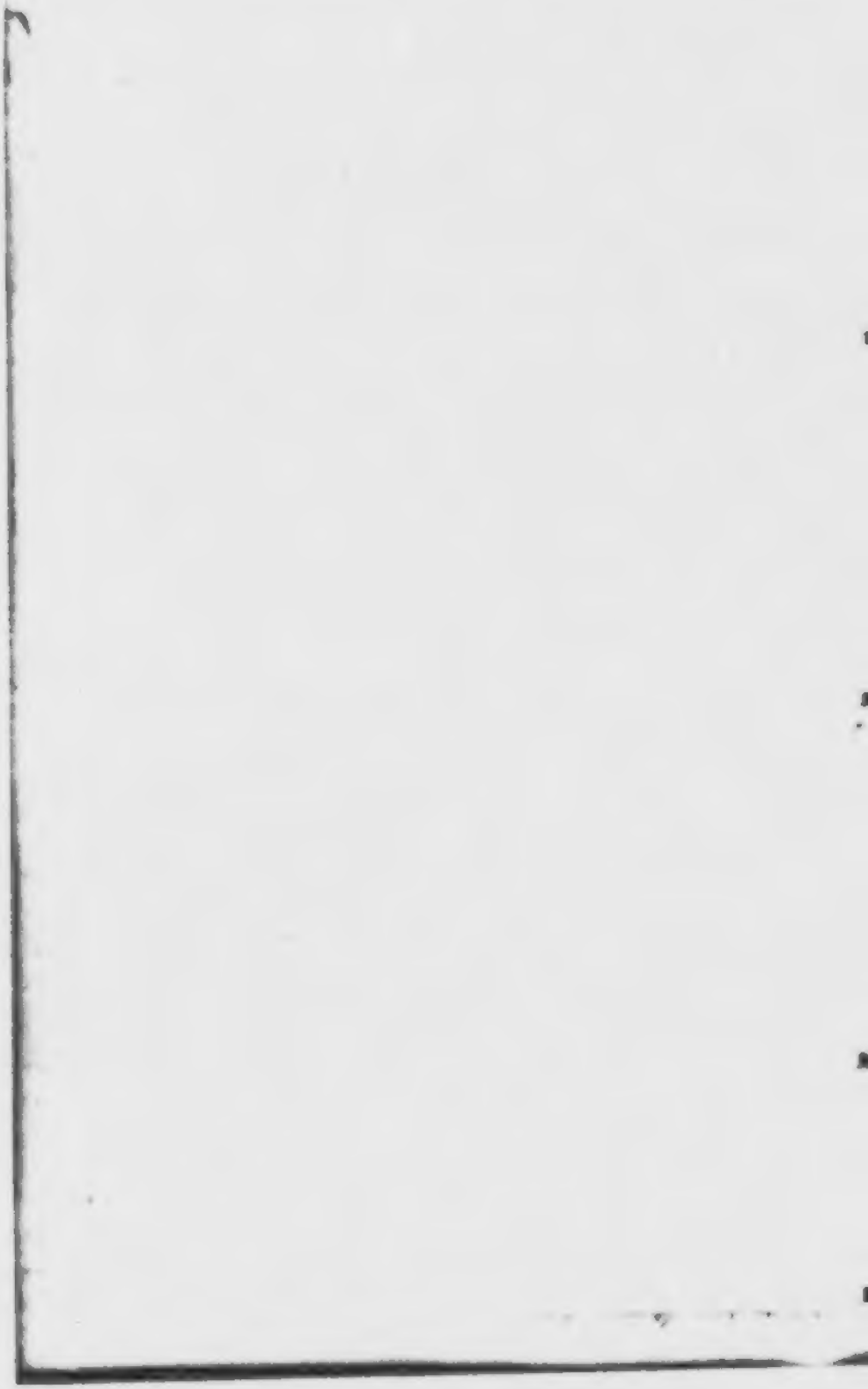
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1831.

Inhalt.

		Seite.
1.	Liebe Menschen	1.
2.	Was ist Glück?	126.
3.	Des Waldschützen Sohn . . .	189.

Von Ernst Rinderleben.



Bayerische Staatsbibliothek München

Am Rhein.

Im Jahre 1811 unternahm ich es bald nach der Ueberſetzung von Spinoza's ſämmtlichen Werken einzelne Aufgaben der ſpeculativen Ethik in — wenn man es ſo nennen will — philoſophiſchen Novellen zu behandeln. Der Kernpunkt derſelben ſollte minder in Ereigniſſen und thatſächlichen Conflicten als vielmehr in Beſprechungen beſtehen, die ſich um beſtimmte Punkte gruppirten. Ich ſprach es damals aus, daß nach meiner Anſicht der reine Dialog in antiker Form für uns keiner lebendigen literariſchen Erneuerung fähig iſt, weil er in der Wirklichkeit kein feſtes Moment unſeres geſellſchaftlichen Lebens mehr ausmacht. Die individuelle Beſonderheit, wie ſie aus Lebenseindrücken, Studium und Stellung ſich jetzt ergibt, hat im Geſpräche nicht Raum genug zur Ausbreitung und erſchöpfenden Darlegung. Daher ſind die neueren philoſophiſchen Dialoge meiſt Vorträge mit willkürlich eingefeilten Unterbrechungen, wobei der Eine als Lehrender und der Andere als Lernender erſcheint. Wie es bei wirklichen Beſprechungen der Fall iſt, demgemäß wollte ich auch in den vorliegenden nur anregen, nicht abſchließen.

Die erste dieser Erzählungen, die ursprünglich „Intellectuale Liebe" betitelt war und den jetzigen Namen nach einer Vorlesung im Manuscript erhielt, war in der Zeitschrift „der Freihafen von Theodor Mundt" 1842 abgedruckt. Die zweite unter dem Gesammttitel „Deutsche Abende" in der damals von J. Kuranda neugegründeten Zeitschrift „die Grenzboten." — Noch viele derartige sollten folgen: „Pietisten und Pantheisten," „Reich und Arm" u. a. m. Ich bin indeß zu einer andern Fassung des Lebens übergegangen und folge der freundlichen Aufforderung Vieler, das in Zeitschriften Gegebene allgemein zugänglich zu machen!

Ich darf wohl sagen, daß ich nach den fast zehn Jahren ein objektives und unbefangenes Urtheil über diese Erzählungen habe, ich will aber durch dessen Aussprache Anderen nicht vorgreifen, und habe mich deßhalb von gegenwärtiger Auffassungs- und Ausdrucksweise auch nicht verleiten lassen, an Gehalt und Gestalt des Gegebenen irgend etwas zu ändern.

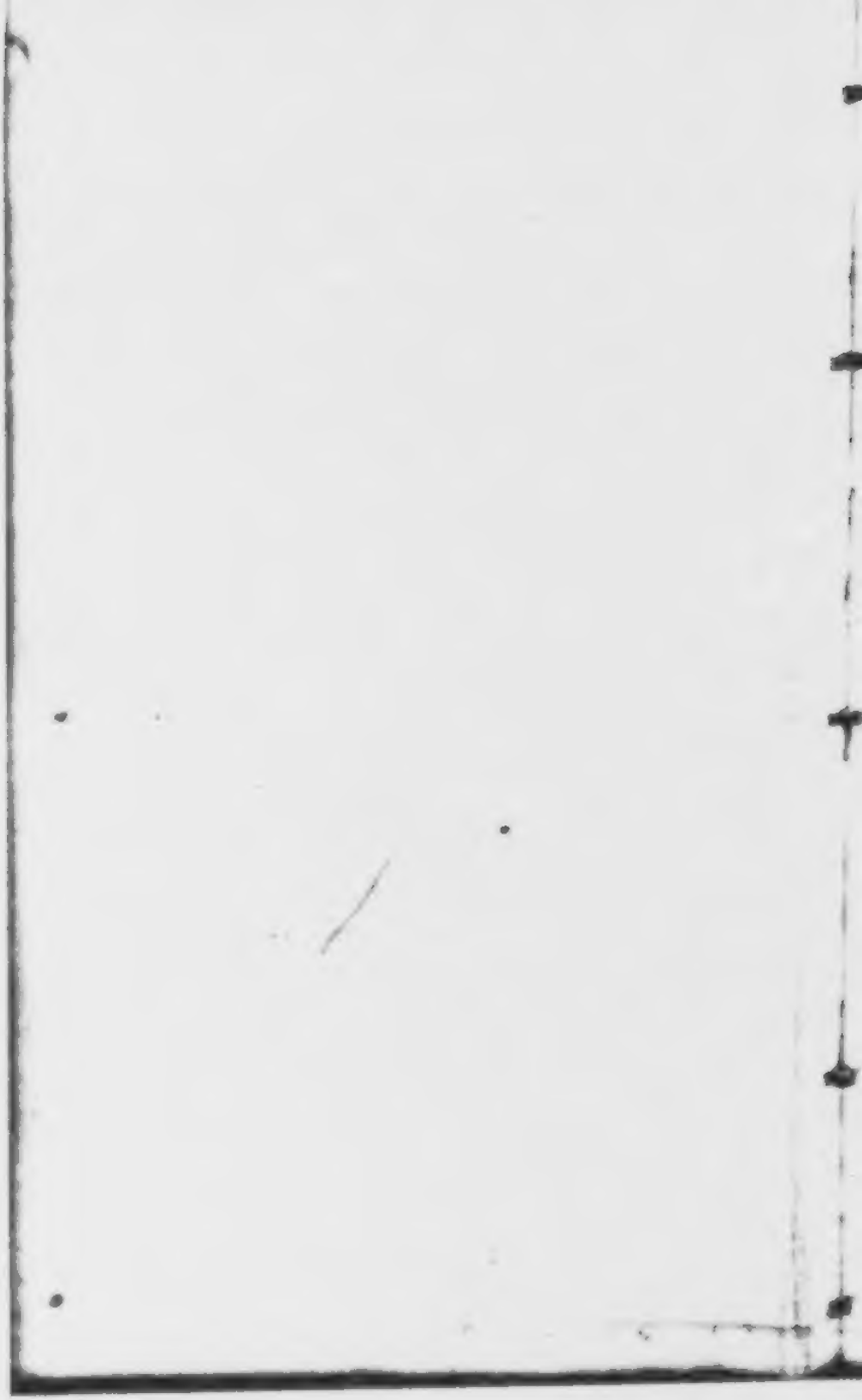
Die letzte der hier folgenden Erzählungen, die im Jugendkalender für 1847 abgedruckt war, mag sich nur getrost mit anschließen, um stille Abendstunden bescheiden auszufüllen.

Dresden, 19. October 1850.

Berthold Auerbach.

Liebe Menſchen.

Ein Idyll aus der gebildeten Welt.



I.

„Wo iſt die Straße St. Marien am Capitol?“ fragte ein junger Mann im Reiſekleide eine muntere vollwangige Kölnerin, die eine Art fliegender Haube, „Kappesblättchen“ genannt, auf dem glattgeſcheitelten und in einer einzigen vollen Welle zuſammengehaltenen Haare trug.

„Da jehn Se durch dat Pförtchen und dann reechts.“

Rudolph dankte, ging durch das in byzantiniſchem Stile gebaute Pförtchen und trat dann in die von ihm genannte Straße.* Es war in den erſten Tagen des Septembers v. J., deſſen ſommerliche Kraft für die regneriſchen

Tage der eigentlichen drei Sommermonate zu entschädigen schien. Eine heiße Mittagsruhe lag auf der Straße, an deren einer Seite eine Reihe von Bäumen stand. Rudolph stand eine Weile still sich erholend. Mit einer besonderen Theilnahme betrachtete er diese ganze Umgebung: hier ging sein Freund Karl in Freud und Leid aus und ein, Alles umher hatte ihm eine Weihe, denn der Blick seines Freundes hatte darauf geruht. Rudolph fühlte eine nie gekannte Aufregung seines ganzen Innern, seine Pulse zitterten, seine Wangen glühten, es war ihm, als ob er plötzlich in eine neue Lebensluft gehoben wäre; das war mehr als das Wiedersehen seines innigsten Jugendfreundes in ihm anfachen konnte, und doch konnte es nichts anders sein; seine Hände in einander legend, gleich als ob er die Hand seines Freundes dazwischenfasse, sprach er zu sich: „selig, wenn du ihn wiederfindest, wie du ihn einst gefunden, und ist er anders geworden, die Liebe soll sich gleich bleiben."

Er hatte die Hausnummer gefunden und trat in das Haus, er las den Namen seines Freundes Dr. jur. Karl Meurer an einer Thüre, er klopfte an, Niemand öffnete, er klopfte mehrmals an alle Thüren, sie blieben verschlossen; unwillig ging er den Corridor auf und ab, er vernahm nichts als den Schall seiner Schritte, er überlegte, was er nun in der fremden Stadt beginnen solle. „Das Schicksal will's nicht und es ist nicht gut", sagte er sich, „daß wir in unseren Mannesjahren uns in so jünglinghafter Aufgeregtheit wiedersehen; dieses stürmische Brausen muß erst in mir verklingen." Er stand an die Pfoste der Hausthüre gelehnt und blickte gedankenvoll drein. Eben war er im Begriffe wegzugehen, als er nochmals fast unwillkürlich zurückkehrte und an die nächste Thüre klopfte, da hörte er das Rauschen eines Gewandes, rasche Schritte, ein Riegel wurde zurückgestoßen, die Thüre öffnete sich — ein wunderbar liebliches Mädchen mit hochglühenden Wan-

gen, deren Röthe fast bis in die Augen hineinragte, stand vor ihm. Wie vom Blitze getroffen stand Rudolph da, seine Zunge war wie gelähmt, auch das Mädchen blickte ihm betroffen in's Antlitz, mit der einen Hand hielt es das flatternde Busentuch um den halbentblößten Nacken fest, in der andern Hand hielt es ein Buch. So standen die beiden eine Secunde stumm einander gegenüber, endlich gewann Rudolph die Fassung wieder und fragte:

„Wohnt hier nicht Frau Meurer?"

„Ja, sie ist ausgegangen."

„Und Herr Dr. Meurer?"

„Mein Bruder ist auf dem Handelsgerichte, er kann aber jeden Augenblick kommen."

„Sie sind also seine Schwester? das ist mir lieb," sagte Rudolph rasch, „ich bin sein Freund, Sie erlauben wohl, daß ich ihn erwarte," setzte er eintretend hinzu.

Das Mädchen war verblüfft und blickte schüchtern zur Erde, zaudernd hielt es die

Klinke der Thüre in der Hand und zuckte sichtbar zusammen, als diese in das Schloß fiel, noch einmal schlug es die Augen auf und blickte fragend und verlegen auf den Mann, aus dessen Antlitz eine so unbegreifliche milde Herrschaft und sichere Treuherzigkeit blickte, daß es, ohne es zu wissen, bejahend nickte.

Rudolph setzte sich nun von der Reise ermüdet und von der Aufregung angegriffen auf einen Stuhl, das Mädchen legte das Buch offen auf das Nähtischchen und setzte sich, unruhig umherblickend, auf die Tribüne am Fenster.

„Sie wohnen hier in einer Straße von welthistorischem Namen," begann Rudolph. „St. Marien am Capitol, das begreift die beiden größten Perioden der Weltgeschichte in sich."

„Wir wohnen aber hinter St. Marien am Capitol," sagte das Mädchen, verlegen aufstehend und sich gleich wieder setzend.

Die einfache Pointe dieser Erwiederung machte das Antlitz Rudolph's noch heller leuchten, er sah darin die Erkenntniß der neuen Zeit und verlor sich in Gedanken über die Theilnahme der Frauen an der Entwicklung des neuen Weltgeistes.

Eine Pause war eingetreten, das Mädchen nahm die vor ihm liegende Stickerei zu Hand und wollte die Nadel einfadeln, aber die Hand zitterte, es kniff die Unterlippe ein und athmete tief, dann legte es den Seidenfaden in das vor ihm aufgeschlagene Buch und dieses auf das Sims.

„Ich habe Sie in der Lectüre gestört," sagte Rudolph, „darf ich wissen, wen ich verdrängte?"

Gleich als müßte das so sein, reichte das Mädchen Rudolph das Buch und blickte dann verwirrt zum Fenster hinaus.

„Ah! Münchhausen von Immermann, das ist ein herrliches Buch!" Er schlug das Blatt auf, wo der Seidenfaden lag, es war die

Stelle, wo Lisbeth und der Jäger sich einsam in der Kirche eingeschlossen finden und sich überstrahlt von Gottes heiliger Sonne am Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr sprechen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein gnadenreiches Symbol, wie er sich hier fast ebenso mit einem Mädchen zusammen fand, dessen erster Blick in seinen tiefsten Seelengrund gedrungen war; wie gerne wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an sich und auf das Buch blickend, las er nicht mehr, die Gestalten standen vor seiner Seele, er selber war dabei, er athmete laut und das Mädchen blickte noch immer schweigend nach dem Fenster. — Zwei Menschen, die sich noch nie gesehen, saßen hier und sprachen kein Wort, aber ein dritter Verstorbener schwebte wie die verklärende Sonne über ihnen und ließ ihre Seelen in einander wurzeln.

Durch eine eigenthümliche Ideen-Verbindung sagte dann Rudolph wieder: „Der Tod Immermann's hat gewiß auch hier den tiefsten Schmerz erregt."

„Wohl, aber es ist schrecklich, wie bald ein Name verklungen sein kann: ein paar Tage, ein paar Wochen nach seinem Tode sprach man von dem herben Verluste, aber dann muß die Welt immer wieder etwas anderes haben, und der Name des Mannes, der so viel war für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen Anlässen sollte man die Namen der Guten nennen und ihr Andenken preisen."

„Ich hatte auch einmal diese Idee," sagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation sollte alljährlich ihre heilige Geschichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geister hielte; die Oratorien, die man fast überall jährlich aufführt, und die gewissermaßen einen weltlichen Gottesdienst bilden, gäben hiezu den schönsten Rahmen."

„Nun? warum bringen Sie denn dieſe Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!“ —

„Es iſt nicht ausführbar, weil nach den heutigen Conſtellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an ſich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die beſten nicht. Sodann iſt es aber auch nicht nöthig. Wozu ſoll's, die vergänglichen Namen feſtzuhalten? Die Denkmale brauchen nicht egoiſtiſch in freier Luft zu ſtehen, ſie müſſen zu Standſäulen eines großen Baues werden, ohne weiteren Anſpruch, als den, das Gewölbe mit zu tragen; wir dürfen nicht über Mangel an Pietät klagen, wenn man zum Baue neuer Heiligthümer alte Grabſteine einbämmert; ihre Inſchriften ſoll man ehren, aber die feſte Tragkraft muß ſich einfügen laſſen zum neuen Baue; und verwiſcht auch die Zeit einen Namen, was thut's? Iſt der Gedanke, das Gefühl, das Leben eines großen Geiſtes aufgegangen in das Leben und

den Geist der Mit- und Nachwelt, so lebt er für alle Zeiten: jede Brust, die sich hebt durch ihn, jedes Herz, das sich stärkt durch ihn, lebt ihn, wenn es auch seinen Namen nicht nennt und nicht kennt. Gerade wie wir Gott und die Güte der Natur nicht bei jedem Genusse zu loben und uns ihrer zu erinnern brauchen; der freudige Genuß und das selige Empfangen ist das beste Erinnern in der eigentlichsten Bedeutung des Worts."

„Sie scheinen mit meinem Bruder ganz gleiche Ansichten zu haben?"

„Wir fanden uns in Liebe und jugendlicher Zuneigung, und erkannten erst dann mit seliger Freude, wie unsere Seelen sich in gleichen Accorden bewegten, gleich zwei Stimmen, die verschieden von sich, traut in einander schmelzen."—

„Die Männer sind auch in Freundschaftsbeziehungen freier und bevorzugter, sie stehen draußen im großen Leben und erobern sich in

unabhängiger und rücksichtsloser Wahl ihre Freunde; wir Mädchen sind auch hierin vom Zufall und der Convenienz abhängig, die uns in einen kleinen Kreis stellen."

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein, Sie werden mir es wohl nicht als Männeraristokratie deuten, wenn ich behaupte, daß Freundschaft fast nur eine Männertugend ist."

„Tugend? das kann ich nicht zugeben, wir haben die Fähigkeit auch, nur ist sie nicht so geübt und angewendet."

„Sie sind eine strenge Grenzwächterin und lassen keine Contrebande ein," sagte Rudolph mit lächelnder Freude, „ich nehme aber hier Tugend blos in dem Sinne: als zur Entfaltung gelangte Fähigkeit. Vorerst erzählt uns die Geschichte blos von Männerfreundschaften."

„Weil eben blos die Männer Geschichte schreiben."

„Und wohl mit Recht," sagte Rudolph, „da auch sie blos Geschichte machen; die alten Griechen waren consequent, und, abgesehen

von der Frauenwürde, hatten sie auch auf dem Theater keine Actricen, die Männer spielten auch die Frauenrollen."

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme," sagte das Mädchen über und über erröthend, „ich wollte nichts von einer andern Stellung der Mädchen sagen, ich meinte nur, daß wir auch Freundinnen sein könnten."

„Aber ganz anders als Männer. Beachten Sie vor Allem: es ist mehr Zufall und Angewöhnung, die die Mädchenfreundschaften schließen: eine Nachbarschaft, gewisse Gleichheit der Stände, ähnliche Beziehungen in der Stadt und besonders ein altes Verhältniß zwischen den Eltern und den Familien bedingen meist ihren Ursprung; das Mädchen muß seine Freundin bald in's Haus ziehen, es treten hier weit mehr Rücksichten und Eingriffe der Eltern ein, als bei dem Knaben, der mit seinen Gespielen in Feld und Wald und vor den Thoren sich umhertreibt. Bei einem Mädchen ist Anstand und Sitte die höchste Rücksicht der Er-

ziehung, bei einem Knaben Kenntniß und Kraft; ein Mädchen von ganz niederem Stande kann mit einem andern aus dem gebildeten Stande faſt unmöglich umgehen, ein Knabe aber wohl, gewiſſermaßen trägt er ſein Rang- und Standesdiplom in der Schultaſche. Nehmen Sie ſodann nur das faktiſche Beiſpiel: bei Mädchen iſt meiſt die Schweſter die intimſte Freundin, bei Männern iſt ſelten der Bruder auch der Freund! — In der Zeit der Ueberſchwänglichkeit, der Schwärmerei, iſt die Freundſchaft zwiſchen Mädchen ganz dieſelbe, wie die zwiſchen Jünglingen, ſie beruhen beide auf gleichem unnennbarem und unbewußtem Drange. Das Mädchen wird aber in der Erfüllung ſeiner Beſtimmung aus einem Familienglieds zu einem Familienoberhaupte, es ſind ſtets dieſelben nur veränderten Beziehungen, in denen es gehalten bleibt; der Mann aber iſt ſchon vor der Ehe frei von Familienbeziehungen, eine Frau wird eine andere Perſon, ein Mann bleibt als Ehegatte

derselbe nach außen; Männerfreundschaften überdauern, wenn auch selten, doch mitunter, die Ehe, Mädchenfreundschaften fast nie. Die Männerfreundschaft gründet sich auf allgemeinere Interessen und Hülfeleistungen, die Mädchenfreundschaft hat nichts als das Persönliche; mit Aenderung der Persönlichkeit und ihrer Interessen hört sie auf, die vertraulichen Mittheilungen nehmen ein Ende. Der unendlich eifrige Briefwechsel zwischen befreundeten Mädchen hört fast immer ganz auf, wenn die Eine Frau geworden."

„Ich habe aber eine verheirathete Freundin, mit der ich, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, in beständigem Briefwechsel stehe."

„Ist sie glücklich?"

„Leider, nein."

„Sehen Sie, das bestätigt meine Ansicht. Nur in der Unbefriedigtheit, die die Erfüllung des neuen Lebens gelassen, ist die volle Rückkehr und das Anklammern an das frü-

here Leben in vertrauten Aeußerungen vorhanden."

Plötzlich erblaßte das Antlitz des Mädchens, nicht sowohl über diese Aeußerung, als indem es inne ward, wie es hier mit einem Fremden die tiefsten Angelegenheiten des Seelenlebens, wenn gleich in allgemeiner Weise, besprach; zwar war der Fremde der Freund ihres Bruders, aber es war doch wunderbar und unerklärlich, wie sie schon so weit gekommen waren; alle diese Gedanken waren kaum das Werk eines Augenblickes, als sich plötzlich die Thüre öffnete.

„Bist Du da, liebe Mutter?" sagte das Mädchen der Eintretenden entgegengehend.

„Elisabetha," sagte diese und blickte verwundert auf Rudolph, der im Tiefsten zusammenzuckte, als er ihren Namen hörte ... es war wirklich Lisbeth. — Schnell aber faßte er sich wieder, und sich vor der Mutter verbeugend, sagte er:

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Sohn Ihnen meinen Namen schon genannt hat, ich bin der Gymnasiallehrer Braun aus *** (in Westphalen.)"

Elisabetha blickte Rudolph mit großen Augen an, sie hatte sich ihn nach den Schilderungen ihres Bruders ganz anders gedacht.

„Sie sind mir herzlich willkommen," sagte die Mutter, „wir haben schon oft von Ihnen gesprochen, ich habe Sie so eben mit Elisabetha in sehr eifriger Discussion gestört; darf man fragen?"

„Elisabetha blickte erschreckt nach Rudolph, unwillkürlich hob sie ihre rechte Hand wie abwehrend in die Höhe, dann schaute sie zur Erde. Rudolph glaubte hierin einen Wink zu sehen und mit einer unerwarteten Unbefangenheit sagte er:

„Wir sprachen vom Universitätsleben und seinen freundschaftlichen Beziehungen, und welchen Reiz das für offene Gemüther habe."

Rudolph war selig über diese geschickte Wendung, denn er glaubte ein Lächeln auf dem Antlitze Elisabetha's zu bemerken. In diesem stillen Bewußtsein, gegenseitig durch ein Geheimniß mit einander verbunden zu sein, lag für Rudolph und Elisabetha eine tiefe Gewalt, die sie rasch und kühn im tiefsten Innern zu einander gesellte.

„Ja," sagte die Mutter, „Elisabetha hat den Karl oft darum beneidet, daß sie nicht auch Student werden konnte." Sie fragte nun nach dem Dienstmädchen, und ob sie es nach Karl geschickt.

„Nein, ich habe ihm erlaubt, seine Schwester nach der Eisenbahn zu begleiten."

Die Mutter schüttelte den Kopf und preßte kaum merklich die Lippen zusammen; Elisabetha nahm ihr Hut und Shawl ab, ging damit in's Nebenzimmer und kam nicht mehr zum Vorscheine.

Die Mutter unterhielt sich nun mit Rudolph über seine Reise, ob er schon einmal

in Köln gewesen u. dgl.; sie war erstaunt, daß sie fast Alles zwei-, dreimal fragen mußte, ehe Rudolph sie recht verstand; seine Gedanken schienen abwesend. Frau Meurer war aber eine verständige und herzliche Frau, sie fragte Rudolph, ob er seine Eltern noch habe, und das ist ein Ton, der plötzlich an die heiligste Herzkammer pocht, in dieser trauten Frage fühlen wir den vollen Liebesruf eines freundlichen Gemüthes, das uns willkommen heißt, wir sind nicht mehr allein, nicht mehr fremd, alle unsere lieben Theuren ziehen mit ein in eine neue Herzensheimath.

Rudolph erzählte nun mit der ganzen Innigkeit seiner Seele, wie er fern vom Vaterhause seinen Vater verloren, wie ihm eine gute Mutter und liebende Geschwister leben.

Da trat endlich Karl ein.

„Fridolin! altes Haus!" rief Karl, und mit einem langen Kusse lagen sich die Freunde in den Armen. „Nun," sagte Karl, die Hüfte seines Freundes noch einmal fassend,

„Du ſiehſt reputirlich aus, die Philoſophie hat Dir noch nicht alles Fleiſch von den Knochen abſtrahirt, Du haſt noch ziemlich viel Poſitives, aber das zerbrochene Hufeiſen da, den garſtigen Backenbart mache ich Dir 'runter.“

„Biſt noch immer der alte Raſeur; Du hätteſt ſollen Feldſcheerer werden, ſtatt daß Du jetzt Deine Klienten ſcheereſt.“ ..

Karl zog ſeinen Freund bald in ſein Zimmer, denn ſie mußten ſich allein haben. Da ſaßen ſie nun neben einander auf dem Sopha und rauchten Cigarren, und ihre Wechſelrede ſchwamm in einander wie die leichten blauen Wölkchen, die ihren Lippen entſtrömten. Ihre Rede war von Perſönlichkeiten ausgegangen, aber bald ſtanden ſie auf der Zinne der Zeit und theilten ſich mit, was ihre forſchenden Blicke über die Bewegungen des Zeitlebens erkundet hatten; denn das iſt der Charakter und die Würde unſerer Zeit — ſo egoiſtiſch man ſie auch ſchelten mag — daß unſer beſtes Dichten und Trachten dem Allgemeinwohl und ſei-

nen Entwicklungen geweiht ist. So Vieles sich auch die Freunde zu sagen hatten, so knüpfte sich doch, wie das fast immer zu gehen pflegt, der Austausch ihrer Erlebnisse und Welterfahrungen an das Nächste und Unmittelbare. Rudolph erzählte, welche treffliche Menschen er auf seiner Reise bisher kennen gelernt.

„Ich habe noch selten," sagte er, „eine Nacht außerhalb meines Wohnortes zugebracht, ohne einen neuen Menschen gewonnen zu haben; mir ist, als ob der Geist unseres Vaterlandes sich in schöner Blüthe erschlossen hätte, es ist unendlich viel Erkenntniß und Thatkraft in unsere Zeit ausgestreut und eine heilige Offenbarung liegt auf den Lippen Aller. Da war ein schlichter ältlicher Kaufmann aus Mannheim, der Stadt, die so schnurgrade ist und sauber wie eine rationalistische Kirche, aber auch ohne alle Poesie und Geschichte, ich sage Dir, der Mann entfaltete ein historisches Bewußtsein unserer Aufgabe, daß es eine wahre Herzensfreude war. Da war ein Com-

mis voyageur, ſonſt meiſt das unleidlichſte Geſchlecht, ich erkannte in ihm bald den Juden, der aber auch mit lebendiger und ſchöner Humanität die Dinge und ihre Beziehungen auffaßte. Ich ſehe in jedem Einzelnen, der mir nahe tritt, oder den ich mir nahe bringe, einen Abgeſandten des Weltgeiſtes, der ſich als Zeitgeiſt mit tauſend Zungen offenbart; man muß hinaustreten unter die Menſchen, um Muth und Luſt zu neuem thatenſeligen Daſein zu gewinnen. Ich danke es Gott und dem Schickſal, daß meine Seele offen geblieben, um die Stimme des heiligen Geiſtes überall aufzunehmen, ich will mir durch das Bewußtſein dieſe Kraft erhalten, trotzdem daß ich jetzt in die ſtarren Mannesjahre getreten bin."

„Du wirſt überall Anklang finden, weil Du den Anklang erregſt," ſagte Karl, die Hand ſeines Freundes faſſend; „es iſt allerdings gut, daß die Zeit mit ihren neu eroberten Naturkräften die Menſchen auf Reiſen ſchickt; da draußen frei von ihren Alltagsbeziehungen, ſind

ſie ganz was ſie ſind; träfeſt Du dieſe Menſchen aber in ihren Büreau's, Kaufläden und Werkſtätten, ſie würden Dich verwundert anſehen mit Deinen geiſtigen Zumuthungen; Du haſt das Glück, das erlöſende Wort zu treffen, das ihre Seelen herauslockt. Du ſprichſt Deine beſten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menſchen aus, und die Menſchen, deren oberſtes Princip Eitelkeit iſt, ſehen darin vorerſt eine ihnen bezeigte Hochachtung, ſie fühlen ſich geehrt und geſchmeichelt, daß man ſie zu Empfängern ſolcher Ideen erwählt, ſie finden es ſchön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derſelben in ihnen vorausſetzt; ſie ſind Dir gut, zunächſt aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die Du in ihnen erweckſt."

„Ja, das iſt es eben," ſagte Rudolph, „ſind wir den Menſchen das beſte, was wir ſein können, ſo ſind ſie es uns auch wieder; das übt einen gegenſeitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle

Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Psyche hebt sich daraus hervor. Wenn ich den Menschen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie gesehen, deren Dasein ich noch nie gekannt, sie athmen mit mir dieselbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt dasselbe Sonnenlicht, sie sind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unser bewußtes Dasein: da fühle ich den Beruf und die Lust in mir, der freudige erfreuende Genosse ihres Daseins zu werden, daß wir uns selig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfsinn und beschränkte Unnatur ist's, sich scheu und stolz in sich zu verschließen; wir sind hinausgestellt in die Gotteswelt, wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufsteigen lassen."

„Und diese Alliebe," sagte Karl lächelnd, „ist für die meisten Menschen, was für die

Aug ein Veilchen; sie will nichts von Duft und Farbe, sie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menschen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menschen wohlthun, ich wollte sie erfreuen, ergötzen, sie und mich, durch freundliches und schönes Einander-zu-Gefallen-leben; seitdem ich aber eingesehen, daß die Menschen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich lasse sie gewähren und damit genug."

„Und bist Du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannst nicht mehr überall und mit Allen so glücklich und heiter sein, die Welt schrumpft Dir griesgrämig zusammen. Ich habe auch wie Du viele Täuschungen erlebt, aber was thut's? Das ist der Triumph des Bewußtseins, daß wir uns unsere eigenste und innerste Natur nicht von der Welt zerstückeln und rauben lassen, daß wir in unserem Wesen keine Concessionen machen."

„Aber hör' mal, jetzt mußt Du der Welt doch eine Concession machen," sagte Karl auf

stehend; und wie im Leben das Große und das Kleine so oft neben einander gestellt ist, ohne sich im Geringsten zu stören, so auch hier: Rudolph mußte sich gleich darauf hinsetzen und sich seinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeisen," abnehmen lassen. Wirklich sah er auch nach dieser Operation sehr zu seinem Vortheile verändert aus, die feinen scharfgeschnittenen Züge seines Gesichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

„Komm, laß uns gehen," sagte dann Karl, der bei einer Gemüthsaufregung sich stets in so großer Unruhe befand, daß er nach einer körperlichen Kraftäußerung strebte; er beklagte sich dann oft darüber, daß er nur in einem scharfen Gang oder heftigen Ritt seine überquillende Kraft austoben lassen könne.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

„Elisabetha," rief Karl. Diese kam und blickte Rudolph verwundert an, da er wiederum so ganz fremd aussah.

„Elisabetha," sagte Karl „laß in meinem Schlafzimmer noch ein Bett herrichten, Rudolph wird bei uns wohnen" Dieser vermochte nicht zu sprechen, er verbeugte sich und die beiden Freunde verließen das Haus —

Arm in Arm schlenderten sie durch die bewegten Straßen der alten Stadt, deren Glanz und historische Größe überall sichtbar ist, und die sich heute wieder zu erneuerter Bedeutung erhebt; sie gingen mit einander wie in den Tagen ihrer Jünglingszeit, keiner sagte zu dem andern: „Komm, laß uns dahin gehen," sie gingen mit einander wie Eine Seele, sie gingen mit einander wie Ein Körper.

Karl traf manchen Freund, der ihm vertraulich zuwinkte, er stellte aber Rudolph Niemanden vor, „denn," sagte er, „erst will ich Dich allein haben, und dann sollst Du auch von mir ganz nagelneue Menschen bekommen."

Sie gingen hinaus nach dem Hafen, wo sie sich bald von dem wogenden Menschentreiben umfluthet sahen. Karl kannte die Neigung

seines Freundes, der sich gern im Volksgewühle tummelte und das bunteste Treiben gern vor seinem still beschaulichen Auge vorbeiziehen ließ; da flatterten dann zahllose Gedanken wie bunte Genien um ihn her, oft aber auch folgte er im Anschauen des mannigfachsten Wechsels einem einzigen Gedanken durch alle seine strengen und weitherausragenden Consequenzen, er sah nichts mehr von all dem Gewühle, und wie die Magnetnadel im Sturme war sein Geist unverrückt nach einem Pole hingerichtet.

Die beiden Freunde standen oft still, sie redeten kein Wort, sie hielten sich ja einander; das ist die stille Seligkeit der inneren Befreundung, daß man sich still in sich selbst wie laut in den andern versenken kann.

Sie gingen den Strom entlang aufwärts, bis wo das Menschengewühl sich verlor und das Siebengebirge in seiner violetten Vergoldung hervortrat; die Sonne war im Unterge-

ben und die Freunde ſtanden lange und ſchauten hinaus in dieſe Gluthenpracht.

„Morgen," ſagte Karl, „geben wir zuſammen rheinaufwärts."

„Und Deine Mutter mit."

„Und Schweſter," ergänzte Karl. —

Während die Freunde ſich draußen umhertummelten, hatte Eliſabetha die feinſten Linnen aus dem Schranke geholt und war beſchäftigt, das Bett herzurichten. Es ſtand endlich fertig da. Eliſabetha ſtand in ihrem weißen Kleide ſinnend zu Häupten des Bettes, gedankenvoll ſchaute ſie drein; ſie hatte ihre Hand wie ſegnend auf das Kiſſen gelegt, auf dem Rudolphs Haupt ruhen ſollte; ſo ſtand ſie lange da, und als ſie ihres zerſtreuten Tiefſinnes inne wurde, ſchreckte ſie plötzlich zuſammen; ſie verließ ſtill das Zimmer.

II.

Traulich saß der kleine Kreis um den runden, von einer Astrallampe erleuchteten Tisch; ein jedes war ruhig und heiter in sich, und freudig in dem andern. Man lobte den schönen Abend, die Güte des Weines, ja sogar des Bratens, und sagte sich doch nur, daß, wo gute liebende Menschen beisammen sind, alles schön und gut ist.

„Sind Sie ein geborner Westphale?" fragte die Mutter Rudolph unter Anderm.

„Nein, ich bin ein Ostpreuße."

„Der tapfere Ostpreuße, der die vier Fragen gelöst, soll leben!" rief Karl.

Die Gläser klangen hell.

„Es ist herrlich," sagte Rudolph, „daß die deutsche Nation anfängt, ihren Provinzialgeist, ihren Cantönligeist, wie ihn die Schweizer nennen, abzulegen; das hat sich hier so schön bewährt. Nord und Süd, Ost und West, wir alle sind eins, Alle müssen die Angelegenheiten

der einen Provinz, des einen Staats als die des Gesammtvaterlandes anerkennen."

„Unsere kirchlichen Zerwürfnisse, die sogenannten Kölner Wirren," sagte Karl, „sind ein gräßliches Hinderniß der politisch compacten Einheit; das, was vor Allem noth thut, wird dadurch zerrissen und zersetzt; wäre Deutschland kirchlich eins, es stünde längst besser."

„Immerhin," entgegnete Rudolph, „aber Deutschland hat noch einen andern Beruf, als den der bloßen politischen Freiheit; gerade darin, daß es kirchlich getheilt und diese Getheiltheit doch wieder geographisch und staatlich gemischt ist, gerade darin bekundet sich sein besonderer Beruf: Die Geistesfreiheit, das reine und allgemeine Menschthum, wie seine eigenthümlichen, geschichtlichen und zufälligen Besonderheiten zur Anerkenntniß und praktischen Wirksamkeit zu führen. Die deutsche Glaubensinnigkeit, die religiöse und politische Pietät wird durch die Alles durchdringende philosophische Erkenntniß zu einem höheren Ende

viele hinansteigen; **nicht die Gleichheit ist das Höchste, sondern die Freiheit der Ungleichheiten** der Individualitäten, in ihrer rein persönlichen und ihrer gemeinschaftlichen Erscheinung, das gilt mehr als die bloße alte Toleranz oder Duldung, die an sich vergänglich und wandelbar sein muß."

„Die Duldung wandelbar?" fragte die Mutter, „warum denn?"

„Weil die Duldung nur aus dem Gemüthe oder näher aus dem Gefühle stammt, man läßt einander gewähren, weil man sich in nachgiebiger Stimmung befindet, man verzeiht dem Andern seine irrthümliche oder befangene Anschauungsweise, als welche man sie aber doch immer betrachtet; ändert sich die Gemüthsstimmung, so bricht, wie sich das gezeigt hat, die alte Ansicht grell hervor; ist man aber zur Erkenntniß und Anerkenntniß hindurchgedrungen, dann erst steht Alles auf sicherem Boden; die bloße friedfertige Stimmung, die **humane Nachsicht** steht der **Einsicht** und Erkennt-

niß, die zur Liebe wird weit nach; dort läßt man die Verschiedenheiten gelten, weil man etwas allgemein Gültiges darin anerkennt, das Unterscheidende, Eigenthümliche aber betrachtet man noch immer als irrthümlich oder fehlerhaft; hier aber lernt man das ganz Individuelle mit allen seinen Besonderheiten als Berechtigtes und Nothwendiges anerkennen und lieben."

Die Mutter zuckte leise mit den Achseln, man konnte nicht leicht errathen, ob sie dem Gedankengange nicht folgte, oder ob sie ihn lückenhaft fand und eine Einwendung machen wollte; als sie indessen schwieg, fuhr Rudolph fort:

„In der Erkenntniß und Durchbildung der Einzelnheiten liegt die Harmonie: nicht daß Alles Einen Klang habe, ist das Wesen der Harmonie, sondern daß Alles Einklang habe, daß die Töne in ihrer Verschiedenheit beharren, daß sie aber ihre eigenthümliche Natur zur Reinheit ausbilden:

in dieser Reinheit schließen sie sich dann vermöge ihrer innersten Natur dem Gesammtklange an, frei und selbständig gehen sie doch im Ganzen auf. Das ist meiner Ansicht nach die höhere deutsche Freiheit und echte Harmonie."

Elisabetha blickte freudestrahlend auf Rudolph, alle ihre Züge bekundeten die theilnehmendste Spannung, unwillkürlich nickte sie seinen letzten Reden zu, und als er sie fragte, ob sie ihm „beistimme," fühlte sie sich gehoben und geehrt durch diese in nicht blos galantem Tone ausgesprochene Frage; nach einigem Zaudern, indem sie überlegte, ob es nicht ungerecht wäre, ihre Anwendung zu verschweigen, sagte sie:

„Ließe sich nicht als Beleg für Ihre Ansicht geltend machen, daß eigentlich nur wir Deutschen allein den vierstimmigen Gesang als volksthümlichen und natürlichen haben?"

Sie war froh, als sie diese Worte heraus hatte; denn sonderbar, so frei und sicher sie

sich mit Rudolph besprach, als sie sich heute mit ihm in einer außerordentlichen Situation zusammengefunden hatte, so schüchtern und scheu war sie jetzt, seine Gedanken schienen ihr so tiefgreifend, daß sie ihr eine gewisse Ehrfurcht einflößten; Rudolph aber war entzückt, daß er so verstanden und beistimmend von ihr aufgenommen wurde. Da fuhr Karl mit den Worten drein:

„Und das Rädergeklapper bildet die Instrumentalbegleitung zu Eurer Vocalharmonie. Materielle Interessen! schallt es von allen Seiten, Ihr Philosophen seid abgethan, die Börsen sind die peripatetischen Schulen der neuen Welt, die Freiheit muß auf Actien gegründet werden und eine gute Dividende abwerfen; materielle Interessen ist das Losungswort der neuen Zeit, Niemand denkt mehr an uneigennützige Liebe zur Freiheit, wie viel weniger das materielle Wohl dafür in die Schanze zu schlagen. Da sollen wir auf einmal eine Nation von Industriellen werden,

alle Schönheit, alle reinere Kraft und Fülle geht darüber zu Grunde." —

Jeder Andere hätte wohl aus Rücksicht für die Frauen das Gespräch auf minder ernste Gegenstände gelenkt, Rudolph aber hielt es aus einer höheren Rücksicht für die Frauen fest; denn er glaubte mit Recht, daß wir unsere Achtung vor den Frauen dadurch wahrhaft bezeugen, wenn wir uns ihnen gegenüber nicht blos in Tändeleien oder eleganten Geistesspielen ergehen, sondern wenn wir auch die ernstesten Dinge vor und mit ihnen zu verhandeln geneigt sind; das, glaubte er auch, müßte die in den Augen der Frauen versinkende Würde der Männer — deren Folgen sich in der nicht verstandenen Emancipationssucht zeigten — wiederherstellen. Dem Drange des Herzens sowohl als dem Bewußtsein folgend sagte er daher gegen Karl gewendet:

„Es wundert mich, daß auch Du zu den politischen Supranaturalisten oder Idealisten

gehört, ja lache nur es ist nichts anderes, Ihr glaubt auf dem Boden der praktischen Wirklichkeit zu stehen und schwebt in ätherischer Nebelhöhe; Ihr glaubt die Idee, Gott, die Freiheit erhabener zu halten, wenn Ihr sie von allem Materiellen entfernt und trennt; betrachte aber (um bei dem Letzten stehen zu bleiben) die Geschichte aller freien Nationen und Städte, Rom, Venedig, Genua, die Hansa, die Niederlande, England: die Freiheit hat stets eine reiche materielle Baſis und materielle Hebel. Wie Gott nur in der Welt, so ist auch die Freiheit nur im materiellen Wohl, mißverstehe mich nicht, die Freiheit ist nicht das materielle Wohl, dieses ist nur ihr entsprechender Körper, die Freiheit ist die Seele desselben; Du kannst Gott und Welt, Seele und Leib nicht trennen, wenigstens nur dem Begriffe, nicht dem Wesen nach; materielles Wohl ist weit entfernt von Habgier und Genußsucht. Alles ist des Mißbrauchs fähig, das schließt aber die Würde der Sache und

ihren richtigen Gebrauch nicht aus. Jeder Weitersehende muß sich daher des Strebens nach materiellem Wohl erfreuen."

„Ich weiß," sagte Karl bitter lächelnd, „es gehört jetzt zum guten Tone, tagtäglich in die Welt hinein zu rufen, wir seien groß, stark und glücklich; wir nennen uns frei, weil wir zu einem frechen Nachbar sagen dürften: Du sollst nicht stehlen; aber von alten näheren Diebstählen und Unterschleifen, da spricht Niemand mehr ein herzhaftes Wort. Ich weiß, Du wirst mich vielleicht auch einen antiquirten Liberalen von Anno 30 nennen und mich in die Rumpelkammer einer abgethanen Epoche verweisen; ich erkenne wohl, daß man vielleicht hin und wieder zu weit ging, indem man alle Zustände als ungeheuerlich barbarische darstellte und die Nation so durch derbe Vorwürfe aufzustacheln wähnte; jetzt aber hat man diese Redeweise umgestülpt, da wird gehätschelt, gelobhudelt und geliebäugelt, eine schmeichlerische Vertrauenspolitik nach unten

und eben wird aufgepflanzt, und wir glauben's am Ende selber, daß es gut mit uns steht. Es ist eine wunderbare Zeit, Lämmer und Wölfe weiden mit einander, Philosophen und Industrielle ziehen zufrieden an Einem Karren; ich gehöre nicht zu den Zufriedenen; was Gutes da ist, hat der Zeitgeist gegen den Willen der Herren selbst hervorgerufen."

Karl ereiferte sich noch weiter in diesem Tone und hier offenbarte sich eine Kluft zwischen den Gesinnungen der Freunde, denn Karl hatte den Standpunkt inne, wo man das Thatsächliche, Unmittelbare und Nächste im Auge, dieses mit Ungestüm fordert, während Rudolph das Allgemeine und seine Entwicklungen beachtend, sich an den siegenden Gedanken und die Idee hielt. Das Gespräch schien sich indeß doch zu weit zu verlieren und Rudolph lenkte wieder ein, indem er sagte:

„Gerade darin, daß der Geist die Materie bewältigt, und wie Du sagst, der Zeitgeist das Gute gegen den Willen der Herren

hervorruft, gerade darin liegt für den Sieg der Idee mindestens das Ungefährliche beim Streben nach materiellem Wohl. Materielles Wohl ist Gesundheit, und die Freiheit ist, wie schon Dein Börne sagt, eigentlich blos Gesundheit."

Auch Karl suchte einzulenken, und das Glas ergreifend, sagte er:

„Im Trinken ist materielles und geistiges Wohl, stoß' an, wir wollen auf Dein Wohl trinken." —

Elisabetha verschüttete den Wein, als sie mit Rudolph anstieß.

„Elisabetha," sagte Karl, „will hiemit symbolisch andeuten, daß bei jedem Wohl auch Ueberfluß sein muß;" er stand auf, setzte sich an das Klavier und sang mit frischer, nur etwas zu gewaltiger Stimme ein Polenlied; er drang auch in Elisabetha, daß sie singe; sie weigerte sich, aber Karl wurde immer dringender und härter; Elisabetha begann endlich mit zitternder Stimme das liebliche niederrheini-

sche Volkslied: „Im Sommer, im Sommer, das ist ja die schönste Zeit."

„Ich kann nicht, ich kann nicht," rief sie aber bald nach den ersten Tönen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Elisabetha war als Kind von 6—7 Jahren ein vollkommen musikalisches Wunder," sagte Karl, „sie lernte bald Musik und dann wußte sie schnell anzugeben, aus welchem Tone die Hausschelle klingelte."

„Oft ganze Tage," sagte die Mutter, sprach sie Alles in einem selbstgemachten Singsang."

„Muß ich dabei sein, wenn Ihr mein Signalement gebt?" fragte Elisabetha. Rudolph nahm die von ihr gewünschte Wendung auf, indem er sich selber zum Gegenstande des Gespräch's machte.

„Es ist sonderbar," sagte er, „welche schnurrige Eigenthümlichkeiten die Kinder oft haben. Als Kind liebte ich nichts mehr als die pompösen Leichenbegängnisse, ich war immer

dabei und hatte gar keine Ahnung von dem tiefen Ernste dieser Ereignisse; überhaupt ist es merkwürdig daß Kinder den Tod gar nicht begreifen können. Meine Mutter erzählte mir oft; sie sagte einst zu mir, als ich sie betrübte: „Rudolph, wenn Du nicht brav bist, so sterbe ich.“ „Mutter,“ antwortete ich unbekümmert, „ei, das giebt aber keine schöne Soldatenleiche.“

Man vertiefte sich immer mehr in die Uranfänge unseres geistigen Daseins, die tiefsten Schleusen der Innerlichkeit öffneten sich und schwellten den Strom der Unterhaltung immer lebendiger; man hatte von den Anfängen des religiösen Bewußtseins gesprochen und Elisabetha sagte, die Worte fast nur leise hinhauchend:

„Die Liebe, die ich als Kind zu unserm Heiland hatte, ist unbeschreiblich, ach! er ist so himmlisch gut, alle Schmerzen der Welt nahm er auf sich, ich wollte ihm nacheifern, ich dachte mir immer: so eine gewisse Summe von Schmerz und Unglück muß in der Welt sein;

wo ich einen Unglücklichen sah, wünschte ich daß ich sein Unglück hätte, einen Kummer nahm ich mit Freude über mich, es hatte ihn ja kein anderer, wenn ich ihn hatte." Ihr Auge leuchtete hell und Rudolph sog den Lichtstrahl tief in sich ein; da schwand alle rationelle Discussion, wo die Herzensgüte sich so offenbarte; nach einer Pause erwiederte er:

„Ich war nicht so gut, wie Sie, Fräulein Meurer, meine moralische Anschauungsweise beruhte in meiner Kindheit auf einer ganz entgegengesetzten eigenthümlichen Grundlage. Ich hörte immer, daß die Ueberrschung unserer Natur das Höchste sei, ich aber war gar wild; wenn ich nun so z. B. in der Kirche stand, und beim leisen Gebete Alles so stille war, daß man nichts hörte, als den Pendelschlag in der hohen Thurmuhr, da sagte ich oft zu mir: ei, du bist doch recht brav und gut, du könntest ja jetzt jodeln oder mit deinem Gesangbuch eine Fensterscheibe einwerfen; daß du

dieß nicht thust und die Kraft es zu thun im Zaume hältst, ist das nicht recht brav?'

Ohne daß sie es wußten und wollten, ward die Unterhaltung bald zum Zwiegespräch, zwischen Rudolph und Elisabetha; Karl spielte Variationen über ein modernes Opernthema, die Mutter stand hinter ihm, auf die Stuhllehne gestützt und wendete ihm das Blatt. Rudolph und Elisabetha saßen mehrere Schritte von ihnen entfernt. Sie waren so beredt gewesen, als der Bruder und die Mutter noch zuhörten; jetzt, als sie gewissermaßen allein waren, saßen sie stumm einander gegenüber; sie hatten in ihre Kindheit zurückgegriffen und sich die wunderlich bedeutsamen Spiele ihres ersten Lebens gezeigt, das konnte indeß noch immer als bloßes allgemeines gegenseitiges Interesse gelten. Es liegt aber ein wohliges Behagen in der Empfindung, daß man aus allgemeineren Anschauungen und Besprechungen sich wieder in sich selber vertiefen darf, daß man für die Darstellungen, die sich an

das Ich anknüpfen, ein traulich theilnehmendes Ohr findet; dieser Empfindung liegt das mehr oder minder klare Bewußtsein zum Grunde, in unserer Persönlichkeit nach ihrer individuellen Erscheinung und nicht blos in dem allgemein Menschlichen in uns aufgenommen zu sein von einem Andern.

So saßen die Beiden einander gegenüber, sie spielten innerlich mit ihrer beiderseitig verklungenen Kindheit, die doch nur die Gegenwart mit geheimem Zauber wieder auferweckt hatte; ihre Gedanken mochten begegnen, als Rudolph leise begann:

„Waren Sie mit der Antwort zufrieden, die ich Ihrer Mutter gab, als sie uns über unsere Unterredung examinirte?"

Elisabetha blickte verlegen nach ihrer Mutter, dann schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Sie können aber doch eine recht treuherzige Miene machen, und dabei eine Unwahrheit aussprechen."

Rudolph vertheidigte mit ziemlicher Beredtsamkeit dieses so oft von der Welt aufgenöthigte Verfahren, er sprach noch lange und vielerlei, er erzählte mit den einzelnsten Details seine Reise, es war ihm fast gleich, was er sprach, dienten ihm ja die Worte dazu, daß sein Auge auf ihrem Antlitze ruhen konnte, und daß ihr Blick ihm zugewendet war; hätten sie sich so anschauen können ohne Worte, Rudolph hätte längst geschwiegen.

Die Mutter war indeß in das Zimmer Karl's gegangen, sie suchte ein Buch und in diesem eine Stelle, sie nahm ein blaues Papierchen, legte es zwischen die Blätter und dann das Buch auf das Tischchen vor dem Bette Rudolphs; als sie wieder eintrat, stellte sie sich wie zuvor hinter den Stuhl ihres Sohnes, der sich bei seinem Spiele heftig hin und her bewegte, sie legte leise ihre Hand auf sein Haupt, Karl hielt alsbald inne.

Es war schon spät geworden, als man sich endlich trennte, die beiden Freunde aber plauderten noch lange mit einander, als sie bereits in ihren Betten lagen und das Licht gelöscht hatten. Es liegt ein friedlich warmes Behagen in dem Austausch der Worte, die von ungesehenen Freundeslippen strömen, da spricht sich Manches unverhohlen aus, was man sich nicht sagen kann, wenn man sich anschaut. Es giebt unzählige Menschen, die im innigsten Umgange mit Freunden nie das Wort „Lieber" aussprechen können, schreiben können die meisten Menschen die feurigsten Freundschaftsäußerungen, aber sprechen nicht; von Nacht und Dunkel eingehüllt treten aber die Mysterien des Seelenheiligthums frei heraus in Laut und Wort, das Sprechen wird lautes Denken. Rudolph erzählte seinem Freunde, wie selig er sei, daß sie sich so warm und treu wiedergefunden, er enthüllte ihm, wie er sein ganzes Wesen gehoben fühle von der reinen und frischen Lebensluft in seinem elterlichen Hause,

er erging sich in den kühnsten Ueberschwänglichkeiten und wünschte sich sogar einmal, jetzt, in diesem ätherreinen Wonnegefühle zu sterben, denn ihm könne kein erhabenerer Hochpunkt folgen. Karl bekundete in seinen halbschläfrigen Antworten nur seine Zuhörerschaft, und daß er noch wach sei; als nun Rudolph, den sein letzter Ausspruch gereute, denselben zu beschwichtigen suchte, da er sich wohl noch einen erhabeneren Hochpunkt des Wonnegefühles denken konnte, erhielt er keine Antwort mehr von seinem Freunde, er war eingeschlafen. In Rudolph aber brauste es noch immer so gewaltig, daß er das Rollen seines Blutes zu vernehmen glaubte. Er führte all die Begebnisse dieses Tages nochmals vor seiner Seele vorüber; das war zwar nicht geeignet, ihn zu beruhigen, aber er täuschte sich, wenn er glaubte, Ruhe suchen zu wollen. Jetzt, mit geschlossenen Augen schaute er all das Vergangene noch seliger, noch verklärter, immer weiter drängte ihn sein Geist, und als

er endlich in Gedanken vor dem Bette der schlafenden Elisabetha stand und einen reinen stillen Kuß auf ihr geschlossenes Auge drückte, da flüchtete er sich scheu wie ein Frevler zurück; er suchte die Zügel seines Geistes wieder zu fassen, es wollte ihm nicht gelingen. Er zündete sich ein Licht an, in der sichtbaren Gestalt seiner Umgebung sollte er sich selber wieder finden.

Rudolph hatte mit vielen Denkern und Grüblern die Eigenheit, daß er gern mit sich selber psychologische Experimente machte; oft, wenn ihn die persönlichsten Lebensinteressen und Stürme bewegten, suchte er sich mitten in denselben in allgemeine Ideen und Geistesanschauungen zu erheben, da nahm er dann seinen Hegel oder einen der großen Alten zur Hand; fest und abgeschlossen, wie die marmornen dem Himmel entsprossenen Göttergestalten, standen hier in heiliger Ruhe die Weltgedanken, kein Laut flatterte hier, an das er sein unstetes momentanes Denkleben

knüpfen konnte; gelang ihm aber das Hinaushheben über sich selber, so war seine Seele beruhigt und begütigt.

Diese individuelle Besonderheit Rudolphs war nur eine Steigerung seiner Standeseigenheiten; wir Büchermenschen, Gelehrte, oder wie man uns nennen mag, fühlen uns oft arm und kahl, wenn wir einen ganzen Tag oder gar mehrere Tage blos die wandelnden Typen des Lebens beschaut, wenn blos die verhallenden Worte in uns angeklungen; wir gießen dann gern das beruhigende Oel fremder in der Schrift gehaltener Gedanken in die wogende Brandung unseres Innern, oder suchen das mattflackernde Geisteslicht damit zu tränken.

Rudolph suchte ein Buch, und wie war er freudig erstaunt, als er ein solches auf dem Tische vor ihm fand! es waren die „Predigten über den christlichen Hausstand von Schleiermacher;" er fand ein Zeichen von blauem Papier darin, er schlug die dadurch bezeichnete Stelle

auf und las: „In demſelben Maaße als jene Sagen verklungen ſind, daß einſt nicht ſelten Engel zu den Menſchen herabkamen und ſich gaſtlich von ihnen aufnehmen ließen, um ſie für den Himmel zu erhalten und zu ſtärken, in dem Maaße fühlen wir, daß in dieſer natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern ſollen Engel Gottes ſein, und daß deßhalb die Kraft des Geiſtes unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Und wie damals die Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einſamen Gebete erſchienen und beim ſchmerzlichen Opfer, ſondern auch indem ſie in behaglicher Ruhe unter einem Feigenbaume ſaßen, freundlicher Gäſte erwartend: ſo ſollen auch wir einander tröſten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, ſondern auch in den leichteren Augenblicken geſelliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieſes Lebensgebiets auf

eine ängſtliche Weiſe umzuſtimmen! Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuverſicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern beſiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühles oder des Urtheils auflöſet; wo ihr durch eine leichte aber ſichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinſchaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt und die geiſtige Sehnſucht rege erhaltet: da überall ſeid ihr als Engel Gottes erſchienen. Und dies alles ſoll und kann ja in dem geſelligen Leben der Chriſten nichts Seltenes ſein. Laßt uns nun immer mehr von den drückenden und großentheils unnützen Feſſeln uns befreien, die wir uns im geſelligen Leben auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen deſto fröhlicher mit einander leben, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geiſtes, der ſie erfüllt, und der Liebe, die ſie beſeelt; dann wer-

den wir auch in unserem geselligen Leben ebenso gesegnet sein wie jene Erzväter es waren. Jedem erscheint dann ein tröstender oder warnender Bote Gottes, wo er dessen bedarf, und im Gegensatz gegen jene alte Geschichte, wo die größeren Bestrebungen der Menschen dadurch zerstört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte, sie von einander sonderte, wird auf diesem Wege von dem Kleinen aus, von den häuslichen Kreisen der Einzelnen und Dem, was sich unmittelbar damit verbindet, ein schönes Verständniß der Geister, ein freier, hülfreicher Verkehr sich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieselben Zeichen verstehend, dieselbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinsamen Werk arbeiten und Jeder dem Andern kommend und gebend, freundlich gebend und empfangend in den heiteren und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen."

„Amen!“ wiederholte Rudolph wie mit leisem Gebete, er küßte unwillkürlich das offene Buch, löschte das Licht und hüllte sich in die Kissen; er überdachte, wer ihm das Buch hingelegt haben möchte; bald aber verließ er diese Muthmaßungen wieder und erging sich in der besänftigend schönen und echtmenschlichen Weltanschauung des christlichen und echtmenschlichen Predigers, bis er in Schlaf versank Wunderbar! von Allem, was heute so ausschließlich seine Seele beherrscht hatte, ragte nichts herein in sein Traumleben, er hatte heute nur einmal aber innig seines verstorbenen Vaters gedacht, und nun wandelte er im Traume an seiner Seite vor den Thoren seiner Vaterstadt. Es war immer ein rührender, ja fast wehmüthiger Anblick, wenn der schmächtige Vater, dessen Tagewerk als Briefträger ein immerwährender mühevoller Gang war, sich noch am Abende keine Ruhe gönnte und seinen Rudolph an der Hand nochmals

einen weiten Gang vor den Thoren mit ihm machte und sich so an seinem lieben Sohne allein erfreute. — — —

III.

„Es ist merkwürdig, daß Deine Schwester Lisbeth heißt," sagte Rudolph andern Morgens zu seinem Freunde, und dieser erwiederte:

„Ich sehe nichts Merkwürdiges daran, nur das ist eigen, daß sie sich ihren Namen durchaus nicht verkürzen und verletzern läßt, wir müssen den fünfsilbigen Namen immer ganz aussprechen; wir wollten sie Elise oder Betty oder sogar Bettine heißen, und nun machst Du gar das populäre Lisbeth daraus."

„Der Name ist eigentlich ebräisch," sagte Rudolph leichthin, „er heißt im Alten Testamente Elisseba."

„Du hast doch noch was von Deinem Theologen übrig behalten," sagte Karl, „sag' mal Fridolin, Du frommer Knecht, bist Du auch noch immer so ein moralischer Rigorist, wie Du als Theologe warst?" Karl knüpfte

noch eine verfängliche Frage hieran, worauf Rudolph erwiederte:

„Du weißt, was mir Halt und Zuversicht gab, als ich Theologe war: ich mußte mir gestehen, ich war dogmatisch oder kirchlich ungläubig, ich fand eine Berechtigung zu meinem Berufe nur darin, daß ich mich sittlich rein zu erhalten trachtete und den gleißnerischen Sophismen der Weltsitte kein Gehör gab; das gab mir ein Recht, Sittenprediger einer Gemeinde zu werden. Als ich nun von inneren und äußeren Verhältnissen bestimmt, die theologische Carriere aufgab, da sagte ich mir: das soll mir kein Freibrief sein, um den Nachgiebigkeiten des Weltlebens anheim zu fallen, ich bin es meiner Selbstachtung schuldig, mir treu zu bleiben. Karl, trotz Stürmen und Verlockungen, ich bin es" — —

Rudolph und Karl gingen nach dem Dome, aber nicht mehr allein, denn Elisabetha ging zwischen ihnen.

Jeder hat wohl ſchon auf einer längeren Reiſe, bei einem längeren Aufenthalte in einem Gaſthofe oder einem Bade bemerkt, daß man am Morgen nach einer tiefer greifenden freundlichen Begegnung von geſtern, ſich näher und vertrauter erſcheint, als man ſich am Abende verlaſſen. Das Leben des Einzelnen hat ſich wieder in ſich zurückgezogen, die Erinnerung an den Andern hat ſich behaglich in die ſchlummernde Seele eingewiegt, und nun tritt man ſich neu und friſch als alte Bekannte gegenüber. So auch und mit geſteigerter Empfindung blickten ſich Rudolph und Eliſabetha an. Rudolph bewunderte den leichten und ſicheren Gang Eliſabetha's, ihre Haltung war gerade, in ſich ſicher und abgeſchloſſen, ihre ſchlanke Geſtalt ſchien höher in der freien Bewegung; nur den modiſchen Hut verwünſchte Rudolph, ihm war an Eliſabetha die ſchöne Bildung ihres Kopfes nicht entgangen, deſſen zierliche Rundung und leichte und raſche Abbiegung des Hinter-

kopfes das platt anliegende gescheitelte Haar so schön hervortreten ließ; alles dieses war nun durch die festsitzende steife Rundung und Aufstülpung des Modebutes paralysirt.

„Einen Gang nach dem Dome," sagte er zu Elisabetha, „sollten Sie mit dem einfachen Schleier auf dem Kopfe machen, das müßte Sie sehr gut kleiden."

„Ei, Sie haben auch ein Auge für die Moden? das ist schön, aber so ein großer Philosoph Sie auch sein mögen, Sie können doch nicht ermessen, welch ein Muth dazu gehörte, der Mode zu trotzen."

Sie gingen über den Wallrafeplatz und standen plötzlich vor dem Dome still. Niemand redete ein Wort, Elisabetha blickte leise nach Rudolph, sein Antlitz war wie verklärt; endlich faßte Rudolph die Hand Elisabetha's und sagte:

„Das konnte der Glaube; er konnte Berge versetzen, sie frei und festhämmern als Zeugen

und Hüllen ſeiner Andacht, denn der Glaube iſt die unendliche Alles beſiegende Liebe."

Er hielt die Hand Eliſabetha's noch feſt, ſie ſtanden auf offener Straße, ſie wußten es nicht, aber ſie fühlten, es durfte, es mußte ſo ſeyn.

Sie waren im Dome. Leider wurde wegen der Bauten im Innern nur in einer Seitenkapelle Meſſe geleſen, aber die wie fernher klingenden Orgeltöne übten ſo einen eigenthümlichen magiſchen Zauber.

„Ich komme mir immer ſo groß und doch wieder ſo klein vor, wenn ich unter dieſem heiligen Säulenwalde umherwandle," ſagte Eliſabetha, „das haben Menſchen, unſere Vorfahren gepflanzt; wie klein iſt eine Menſchengeſtalt gegen dieſen Bau, und doch wie klein in dieſer Rieſenbau wieder gegen das Werk der Natur draußen!"

Betende lagen hier und dort knieend vor einem Altare, inbrünſtig murmelten ſie leiſe

ihre Gebete, unbekümmert um Alles, was um sie her verging. Rudolph sagte zu Karl:

„Es hat gewissermaßen eine typische Bedeutung, daß der betende Katholik sich von der geräuschvollen Theilnahmlosigkeit der Weltkinder um ihn her nicht irren und behindern läßt; er läßt sich und seine Kirche zum Gegenstande der forschenden Betrachtung machen, er läßt sich in Gedanken hin- und herwenden, ihn kümmert es nicht; so steht auch der Katholicismus umrauscht von den Wogen der Weltgeschichte, umkreist von den Gedankenschwärmen der freien Philosophie fest und unbeweglich; die vorbeirauschende Welle, der aufsteigende Gedanke wähnt nur ihn überwunden zu haben; wie mancher Gedankenaar ist schon auf seinem kühnen freien Fluge ermattet, hat seine Reihen verlassen und ist flugerlahmt zurückgekehrt auf den unbewegten Fels! Der Katholicismus ist die höchste Religion, er ist die strengste Consequenz des Glaubens.“ Und nun führte Rudolph das Dilemma der bei

den Consequenzen aus, daß man entweder Katholik oder Pantheist sein müsse.

Elisabetha schien diesem Gedankengange nicht zu folgen, sie fragte Rudolph bei einer Pause:

„Sind Sie denn nicht auch Katholik?"

„Nein," erwiederte dieser mit einer besondern Bestimmtheit, und doch zitterte dieses Nein in ihm nach, denn er ward inne, welche persönliche Bedeutung dieses für ihn haben konnte; „aber," sagte er schnell wieder zu sich, „ihr Wohlwollen — Liebe wagte er es noch nicht zu nennen — kann und darf hieran kein Hinderniß finden, nicht ein unbewußter unerklärlicher Zug hat unsere Seelen einander erschlossen, sondern die Erkenntniß des Charakters; nicht als Kinder einer sichtbaren Kirche, sondern als bewußte Menschen der unsichtbaren Kirche haben wir uns in ihren heiligen Gedankenhallen gefunden."

Rudolph hatte gern in den Mienen Elisabetha's den Eindruck erforscht, den diese neue

Eröffnung auf sie gemacht, aber er konnte nicht, denn sie waren eben vor das Dombild, diesen herrlichsten Schatz altdeutscher Malerei, getreten. Man hatte sich mitten in der Kirche in Abstractionen verloren, die weit über sie hinausführten, dieß schien einen gewissen Zwiespalt, ein Gefühl der Fremdartigkeit in Allen erregt zu haben, sie wollten sich ferner durch kein Wort mehr stören.

Schweigend gingen sie endlich die Treppen und das Gerüste hinauf nach der Kuppel des Domes, und hier in dieser morgenfrischen sonnigen Fernsicht athmeten sie wieder neu: die Nebel waren gewichen und hell erglänzte der Strom, die Ebene, die Stadt und die jetzt so nahen Berge. Als sie sich sattsam an diesen herrlichen Ueberblicken erquickt hatten, begann Karl seinem Freunde die Structur des Baues in seiner jetzigen Gestalt und in seiner einstigen Vollendung darzuthun, er konnte aber nicht unterlassen, am Schlusse seine ketzerischen Ansichten hinzuzufügen, ketzerisch, insofern sie

den heutigen Sympathien entgegentreten, denn er ſagte:

„Man ſollte dieſen Bau nicht vollenden, man ſollte ihn nur in ſeiner jetzigen Geſtalt zu erhalten ſuchen. Worin beſteht denn die eigenthümliche Schönheit eines gothiſchen Baues? In ſeinem Alter und nicht darin, daß er abgeſchloſſen iſt. Uebermenſchliches, ich möchte ſagen Fauſtiſches, ſoll man nicht vollenden, die Phantaſie hat an dem „Schluß fehlt" den beſten Spielraum, ſekann iſt der unvollendete Bau unmittelbarer hiſtoriſch als der vollendete."

Karl war hierin inconſequent, denn er, der den materiellen Beſtrebungen ſo abhold war, hätte ſich an der hingebenden Liebe der Zeit für ein hiſtoriſches Heiligthum erfreuen müſſen; aber es iſt unendlich ſchwer und ſelten, daß Alles mit dem Principe übereinſtimmt. Rudolph wendete ſich indeß nicht nach dieſer ungedeckten Seite, denn er erwiederte:

„Gerade darin, daß, was die Glaubensinnigkeit begonnen, die Erkenntniß, die historische und poetische Achtung vollendet, gerade darin liegt eine hohe Würde unserer Zeit. Der von uns vollendete Bau wird die Steine der Gläubigen und Freidenker gleich fest an einander schließen und ein Denkmal des vereinten Nationalgeistes und des versöhnten Weltgeistes sein."

Karl äußerte die Befürchtung, daß der von oben patentisirte Enthusiasmus für diesen Nationalbau zu einer Kinderrassel werden könne, über der man die ernsten Fragen und Schmerzen vergesse, und daß man sich schon damit genügen könne, der Idee der Nationaleinheit gleich ein Denkmal zu setzen, was sich erst nach der praktischen Verwirklichung derselben gebühre.

Rudolph erwiederte mit ungewohnter Heftigkeit, daß man sich an jeder Aeußerung der Idee der Nationaleinheit erfreuen müsse, und Karl schwieg.

Eliſabetha hatte während dieſer ganzen Zeit ſtille und oft abgeſondert geſtanden; ſo ſehr ſie auch an eine gewiſſe Geiſtesfreiheit gewöhnt war, dieſe fertige und offene Rückſichtsloſigkeit Rudolph's machte ihr doch ein gewiſſes Bangen, er brannte bei jedem Anlaſſe ſo leicht und ſchnell das ſchwere Geſchütz der Philoſophie los.

Im Heruntersteigen nahm ſie daher ihren Bruder bei Seite und flüſterte ihm etwas ins Ohr, dieſer aber ſagte laut:

„Nein, nein, Du mußt mit in die Gemälde-Ausſtellung geben.“

Rudolph ſtand einige Treppen weiter unten, er kehrte ſich um und mit einem wehmuthsvollen Blicke nach Eliſabetha aufſchauend, ſagte er:

„Warum wollen ſie nicht mitgehen?“

Eliſabetha ward von dieſer Frage ſonderbar betroffen, und ſie erwiederte: „Ich gehe mit.“

Nach einem Gange rings um den Tem gingen die drei mit einander nach dem Würze nich, diesem gewaltigen Freudentempel, der schon so viel Lust und Jubel in sich verborgen und der noch im vorletzten Winter sein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat; heute war er aber von den stillen Harmonien der Farben erfüllt, und stille wandelten die Menschen zwischen den Bildern auf und ab, gleich als spräche nur das Auge mit den zu ihm redenden Bildern und Farben.

Elisabetha fühlte sich vorzugsweise von den Landschaftsbildern angezogen, von denen sie die meisterlichsten kannte und schnell wiederfand, während sich Rudolph und Karl mehr den historischen und sogenannten Tendenzgemälden zuwendeten.

Lange verweilten sie vor einem großen Gemälde von Bouterweck, „Rebekka und Isaak," mit Bezug auf die Stelle 1 B. Moses K. 24. V. 61—65, darstellend; Rebekka steigt von dem Kameele, vielleicht etwas zu sehr im Re-

gliche, und Isaak hält, im Tiefsten betroffen, die Zügel in der Hand; im Hintergrunde sitzen schöne Sklavinnen auf den Kameelen, ein feuriges Kolorit liegt über dem Ganzen.

„Die Haltung ist mir eigentlich nicht biblisch genug," sagte Karl, „es kommt mir immer vor, als sollten das Beduinen sein; es ist doch merkwürdig, wir verlangen von dem biblischen Bauern- und Hirtenleben eine besondere Idealität, weil diese Geschichten uns von Jugend auf so erscheinen und doch ist es nur patriarchalisch sinnlich."

„Sinnig," berichtigte Rudolph, „unsere Maler kannten aber auch wohl unser Leben, wie es in Dichtung und Wirklichkeit hervortritt, so auffassen;" zu Elisabetha gewendet, fuhr er ganz leise fort: „ich wünschte, daß ein Maler die Scene von Liebeth und dem Jäger malte, das wäre herrlich! im Hintergrunde, entfernt von beiden und von ihnen nicht bemerkt, der Diaconus, seine Hände segnend nach dem Paare ausbreitend, das im

Vordergrunde vor dem Altare kniet, von der Sonne verklärt ſich ſelber einſegnet.“

Eliſabetha hörte ihm mit geſchloſſenen Augen zu

„Ich finde,“ ſagte Karl wieder, „daß der Maler hier die Situation ſehr gut gewählt hat: Rebekka wendet ihren Blick weg, während Iſaak ſehnſüchtig nach ihr ſchaut, ihre Blicke haben ſich ſchon in Liebe begegnet, der Mann iſt kecker und ſchaut ſie noch unverwandt ſo an, Rebekka hingegen wendet ihr Auge verſchämt zur Seite, ſteigt aber doch ab, um zu ihm zu kommen.“

Rudolph blickte unwillkürlich auf Eliſabetha, auch er ſchaute ſie mit kühner Sehnſucht an, auch ihr Blick war weggewendet.

Man ging nach einem andern Zimmer. Eliſabetha folgte ſtill und ſchweigend, ſie war beklommen, denn ſie fürchtete ſich, in ſolcher Aufgeregtheit dem Anblicke ſo Vieler ausgeſetzt zu ſein; ſie meinte, man müßte ihr Innerſtes

an dem Geſichte ableſen, aber die Leute hatten ganz Anderes zu betrachten.

Man ſchweifte noch lange in den Sälen umher und erfreute ſich an den wohlthuenden Schöpfungen, denen der lange Friede und die Gunſt der Zeit ſo reichen Spielraum gewährt.

Zuletzt erfreuten ſich noch Rudolph und Karl an den wohlgelungenen Büſten ihrer Lehrer Hegel und Gans. — —

Stunden waren vergangen, ohne daß man es wußte; es war Mittag geworden.

„Mich greift das Betrachten der Bilder immer ſehr an," ſagte Eliſabetha auf der Straße wieder frei athmend, „es iſt ſo unendlich viel, in einer Stunde ein Werk ganz in ſich aufzunehmen, an dem der Meiſter Monate und Jahre lang gearbeitet, und nun noch gar dieſe Maſſe von Bildern."

„Das iſt aber bei allem Aufnehmen geiſtiger Productionen ſo," erwiederte Rudolph,

„wir treten bei dem Aufnehmen eines Geisteswerkes wieder in den Moment seiner ersten Schöpfung durch den Bildner, seinen Urheber. Nehmen Sie eine Dichtung, Sie lesen sie in einem halben Tage, aber der Dichter bedurfte auch vielleicht Monate und länger zu ihrer Ausarbeitung, jedoch nur zur Ausarbeitung, die eigentliche Schöpfung ist das Werk eines Augenblicks; da erstehen plötzlich, wie mit Einem Zauberschlage, alle die Gestalten, ihr Leben und ihre Schicksale im Geiste des Dichters, die freie Thätigkeit des Geistes, unbehindert von irgend einem Stoffe, waltet mit einer Schnelligkeit, für die wir kein Maaß, ja fast keinen Begriff haben; wir, die wir nun das vollendete Werk in uns wiederschaffen, operiren mit jener unermeßlichen Schnelligkeit seines ersten reinen Werdens. Sie kennen den Ausspruch, ich glaube er ist von Racine: „Die Tragödie ist fertig, es fehlen nur noch die Verse.“ so auch ist bei dem Maler die eigentliche Schöpfung eines Bildes ein

Moment, die Gestalten stehen in ihm und gewinnen dann erst in Farbe, Licht und Schatten ein äußerliches Leben; gelingt es uns, uns wieder in jenen Moment des Ursprungs hinein zu versetzen, so nehmen wir jenes Werk ganz in uns auf, denn wir schaffen es eben so schnell, rein und immateriell."

„Das werden Sie doch aber nicht bestreiten, daß das sehr ermüdend ist?" entgegnete Elisabetha lächelnd, „kennen Sie einen ganzen Band Gedichte, in denen die verschiedensten Stimmungen und Situationen neben einander stehen, in Einem Zuge lesen? Und doch ist das nur Ein Menschenleben, aus dem sich Das alles erschließt." — Elisabetha konnte nicht ausreden und Rudolph seine Erwiederung nicht anbringen, denn Karl sagte:

„Ich fühle immer einen gesunden Appetit, wenn [illegible] der Ausstellung komme, ja lacht nur, ich fühle nach jeder Gemüthsbewegung, namentlich aber, wenn ich musizirt oder viel

Bitter gesehen habe, einen ganz uncultivirten Appetit."

Er drang nun darauf, daß man sich alsbald zu Tische begab.

IV.

Nachmittags begab ſich die ganze Geſellſchaft auf das Dampfſchiff, um rheinaufwärts nach dem holdſeligen Nonnenwerth zu fahren. Rudolph war gegen alle Erwartung gewandt und behend in der Beſorgung des kleinen Gepäcks der Damen, in der Arrangirung der Plätze u. dgl., er erfreute ſich ungemein an dieſen kleinen Hülfeleiſtungen, denn nichts erfreut ein aufmerkſames Herz mehr, als den Befreundeten, ſei es auch äußerlich, irgend eine kleine Laſt abzunehmen, wenn gleich die gäng und gäbe Galanterie dieß zur bloßen hohlen Höflichkeit herabgeſetzt hat. — Das Schiff war ungewöhnlich zahlreich beſetzt, Rudolph hatte ſich den Damen gegenüber poſtirt und man überſah vergnüglich das bunte Treiben am Ufer.

Bei einer Wendung des Schiffes ſchien die Sonne Eliſabethen gerade in's Antlitz, Rudolph ſtand ſchnell auf, und ein eigenthüm-

liches Gefühl durchzuckte ihn, als er Elisa beide eine Zeit lang mit seinem Schatten zu decke.

Unter mancherlei Gesprächen war man in der uninteressanten Gegend eine gute Strecke gefahren, als Karl, der sich zu Bekannten gesellt hatte, schnell herbeikam und Rudolph am Arm fassend sagte:

„Komm, her zu, das ist eine herrliche Geschichte, da kann man lernen, wie Alles Mythus wird; sie streiten sich dort, welches der welthistorische Fußschemel sei, den der Heimann dem französischen Thiers untergeschoben; sieben Schemel streiten sich darum: der eine behauptet, es wäre ein gepolsterter, der andere, es wäre ein purer hölzerner, der dritte, es wäre ein gußeiserner, der vierte, es wäre ein dreibeiniger gewesen, und er citirt dafür die Pythia und alle Hexenweiber; komm!"

Rudolph trat auf die Gruppe hinzu: sieben Kellner standen auf sieben Fußschemeln und einer nach dem andern hielt mit dem

den Kolnern eignen Mutterwitze eine Schutzrede, daß sein Unterthan der einzig rechtmäßige sei. Der Schiedsrichter, ein großer kräftiger Mann, der nach seinem Landhause fuhr, entthronte endlich alle Prätendenten und entschied, daß es dafür eigentlich gar keinen Fußschemel, sondern nur einen Fußtritt gebe. Die Sache war mit Halleh erledigt und wurde dann beim Weine beschmaust.

„Man soll auf Reisen gehen," sagte Rudolph, als er zu den Damen zurückgekehrt war, „um alles Vertrauen in die Physiognomik zu verlieren."

„Ich gebe sehr viel auf die Physiognomie der Hand," sagte die Mutter, „namentlich läßt sich eine gewisse Treuherzigkeit daran erkennen."

Rudolph reichte lächelnd seine Hand hin. „Sie sind brav," sagte die Mutter, den Druck seiner Hand erwiedernd.

„Ich glaube," sagte Elisabetha, „die meisten Menschen sehen unbedeutender aus als sie sind."

Rudolph war hocherfreut über diese liebevolle Voraussetzung in der Menschenbetrachtung Elisabetha's; sie begegneten sich ja in diesem schönen Vertrauen zu Allen, er setzte daher hinzu:

„Und das mag wohl besonders bei uns Teutschen gelten; ein Spanier, ein Italiener, auch ein Franzose mit schwarzem Haare, starken Brauen über dunkeln Augen und dem lebhaften Muskelspiel, prätendiren weit mehr innere Geistesthätigkeit, als ein blonder, blauäugiger, stiller deutscher Kopf, und doch sind wir Deutschen die geistigsten."

„Man nimmt sehr leicht," ergänzte die Mutter, „den Ausdruck des Temperaments oder der Leidenschaft für den Ausdruck der innern geistigen Bewegung."

Das Gespräch spann sich noch lange fort und wurde durch mannichfache Anekdoten ge-

würzt und auf andere Gegenstände übergelenkt; Elisabetha war beredter als je, jede Befangenheit schien endlich von ihrer Seele gewichen.

Das Dampfschiff legte in Venn an, eine große Menge Landleute, meist Frauen, stiegen aus; mit ihrer gewohnten Tracht, den weißen um das Kinn gebundenen Tüchern, deren lange Enden bis über die Schultern hinabreichten, erschienen sie halb nonnenhaft.

Auf seine Frage erhielt Rudolph die Antwort, das seien Wallfahrer, die nach der „Püppgeskirmes" gingen; er fuhr sich seufzend mit der Hand über die Stirne, dann erschien es ihm wieder als eine burleske Ironie der Zeit, daß die Dampfmaschinen des neunzehnten Jahrhunderts die Wallfahrten befördern; ein stilles Lächeln schwebte um seine Lippen.

Man fuhr nun endlich in das Paradies des Niederrheins, das Siebengebirge; wer vermag es, den Zauber dieses vielgestaltigen

Juwels mit seinen wechselvollen bunten Sonnenreflexen in Worte zu fassen?

Unsere Reisenden stiegen in Nonnenwerth an's Land, dessen geräumiges Kloster zum bequemen Gasthofe eingerichtet ist. Hier auf der still athmenden Insel muß man stehen, um all die Herrlichkeiten ringsum in die Brust einziehen zu lassen; der Rhein hat hier, wie in einem mächtigen Kanale, alle Kraft und Pracht seiner Schönheiten gesammelt, um dann still und ernst seinen Lauf nach dem Weltmeere zu beenden, denn wie nach einer stillen Verabredung der Natur enden hier und drüben die Berge mit ihren lieblichen Seitenthälern fast mit einander. Da steht noch rechts der kühne Drachenfels, das Juwel des vielzackigen Bergagürtels, links auf buschigten Felsen das liebliche Rolandseck, aus dessen einem Bogen die Sage vom liebegewaltigen Helden Roland klingt. Die Befreundeten durchstreiften noch in der eben einbrechenden Nacht die freien Plane und die schattigen Laubgänge der Insel.

Es war Samstag Abend, von allen Seiten tonten die Kirchenglocken von nah und fern, und riefen Willkommen dem morgigen Sonntag; das war ein gewaltiges Klingen und Brausen, wie von einer unermeßlichen unterm weiten Himmelsdome aufgestellten Orgel. Nach und nach verklangen die Töne da und dort, und nur von fern tönte eine einsame helle Glocke, wie die Stimme eines Kindes, das seine Heimath noch nicht gefunden, bis endlich Alles im stillen nächtlichen Schatten ruhte. Die Männer und die Frauen gingen still mit einander, ihre Körper wandelten auf der Erde, aber eine heilige Gewalt hob ihr Seelen hoch über die Welten, sie schwebten in der Unendlichkeit, gemeinsam, eins, ihre Seelen waren ja nur ein Strahl aus der Unendlichkeit, sie hatten sich und das All wiedergefunden in der Unendlichkeit.

Rudolph und Karl, die im hohen Dome in den starren Panzer der Reflexion gehüllt, sich nicht hatten erheben lassen, fühlten sich

hier frei und erlöst von aller irdischen Schwere im lichten Aether des Alls. —

So hoch und gewaltig aber auch die unsichtbare Hand des Alls emportragen mag in der Andacht, nur eine kurze Spanne Zeit — nach unserm irdischen Maaße gemessen — schweben wir in ihr.

So auch hatten die Befreundeten sich längst wieder freudig auf der Erde gefunden, als sie noch immer lautlos mit einander gingen.

Es war eine sternglitzernde wolkenlose Nacht, kein Mondschein mit seinem wechselnden Lichte gleitete über die Erde, die Berge standen wie in stillem Schauer, der Wellenschlag des Stromes, bei Tage unhörbar, gleitete murmelnd wie mit innerer Befriedigung vorüber. — — Viele mögen vielleicht mit Rudolph die eigenthümliche Empfindung theilen, die das Bewußtsein erregt, so mit lieben Menschen auf einer Insel eingeschlossen zu sein, eingeschlossen, da man nicht unabhängig und frei den Aufenthalt verlassen kann; es däuchte Rudolph

ſo ſchön, von dem gewohnten Feſtlande hinweg, vereint mit Befreundeten auf eine Inſel verſetzt zu ſein; er äußerte Dieß und Eliſabetha blickte ihn an, ihre Augen glänzten gleich den Sternen droben. Karl aber ſagte, auf die hell erleuchteten Fenſter des Kloſters deutend:

„Ich finde es ſchön, daß ſich das Comfort mitten in die Naturſchönheiten hinein feſtgeſetzt hat.“

„Ich auch,“ ergänzte Rudolph. „Comfort, Fülle, Reichthum ſtören die Poeſie, die reine Naturfreude nicht, ja ſie vermögen ſie ſogar in mancher Beziehung zu heben; aber ſie ſind nicht die Freude, die Poeſie, das Glück; das iſt ein großer Irrthum, der durch viele Gemüther der Zeit und ihren Ausdruck, die Literatur, geht, daß, ſeitdem wir die beſchränkte Idylle aufgegeben, eine ariſtokratiſirende Genußſuchtelei ſich breit macht, da ſoll nun alles Glück ſich nur auf Teppichen und zwiſchen ſeidenen Tapeten bewegen. Das Com-

fort, der Reichthum iſt angenehm, aber ihr Mangel darf die Lebensfreude nicht im Geringſten ſtören."

„Mich wird jetzt ein gutes Beefſteak und eine Flaſche Wein gar nicht ſtören," ſagte Karl lachend.

Man ging in den Speiſeſaal, der von Fremden aller Art, aus denen beſonders die egoiſtiſch ſchweigſamen Engländer hervorſtachen, angefüllt war. Rudolph traf hier auch Bekannte aus ſeiner Stadt, einen Advokaten mit ſeinen beiden Töchtern; ſo lieb und werth ihm der Mann auch ſonſt war, ſo mußte er ſich doch faſt zwingen, ein paar freundliche Augenblicke bei ihm zu verweilen. Dieſes unmittelbare Hereinragen ſeiner alten Umgebung war ihm ſtörend, er wußte nicht, warum; und als nun gar der gute Mann Rudolph bemerkte, er ſehe ganz und gar verändert aus und dabei lächelte, wurde Rudolph glühend roth und fand dieſe Bemerkung höchſt ungehörig; er dachte nicht daran, daß er ſich ſeinen Backen-

bart hatte abnehmen lassen, er glaubte, Jeder müsse ihm die Bewegungen seiner Seele aus den Mienen lesen; es ärgerte ihn, daß die Welt nichts still und in sich begnügt keimen und wachsen lasse, aber es war auch, als ob diese Erscheinung aus der Heimath eine namenlose Mahnung an ihn ergehen ließe. Still und in sich gekehrt kam er zu unserer Gesellschaft zurück. Niemand außer Elisabetha schien die Veränderung an ihm zu bemerken, sie blickte mehrmals verstohlen rückwärts nach dem Advokaten und seinen beiden Töchtern.

Karl war indeß durch das „Comfort" so aufgeheitert, daß er fast ganz allein das Wort führte, und der reiche Springquell seiner Laune sprudelte unaufhaltsam. Der eigentliche Humor, die innere übermüthige Freudigkeit bedarf keines großen, ja sie bedarf eigentlich gar keines Gegenstandes, um sich daran zu offenbaren; eine komische Bewegung, ein Zwikken mit den Augen genügt, um die Andern in das bunte tolle Gewühl der Laune hinein-

zuziehen. Mit zwei hohlen Eierschalen agirte Karl und ließ ein Heer neckischer Gedanken und Situationen daraus hervorgaukeln: die beiden hohlen Eierschalen repräsentirten zwei hohe Mäcene der Kunst und Wissenschaft, die um künstlerische und wissenschaftliche Antiken-Acquisitionen rivalisirten.

Rudolph erfreute sich noch besonders an dem herzlichen und schönen Lachen Elisabetha's, an ihrem schönen Lachen, denn im Lachen zeigt sich die unwillkürliche Grazie einer Natur, die auch in den unmittelbarsten und unbeherrschtesten Affecten nicht über die Grenzlinie des Wohlgefälligen und Zarten hinausstreift.

Man war in der heitersten Laune, als endlich die Gäste sich alle in ihre Zimmer begeben hatten, und nun sprang Karl auf, setzte sich an das Klavier und heute mußte Elisabetha ohne Widerrede singen; sie sang zuerst mit unerwarteter neckischer Naivetät das Lied vom kleinen Hans, das mit den Worten beginnt: „Nein, ich will's nicht länger leiden" ꝛc.

und ſodann das „Alphorn von Proch," ſie ſang ſo frei und leicht, die Töne quollen ſo friſch und voll hervor, daß man es fühlte, ſie that es mit ganzer Seele und innigſter Luſt, und dies Gefühl ging auf jeden Zuhörer über.

„Wie gefällt Ihnen das Lied von Proch?" fragte ſie dann Rudolph.

„Die Melodie iſt unvergleichlich ſchön, aber der Text iſt doch gar zu allgemein verſchwimmend, er kömmt mir immer vor, als wäre er aus lauter Reminiscenzen aus anderen Liedern zuſammengeflickt, es iſt gar keine einheitliche Empfindung darin. Schade um die ſchöne Melodie!"

„Ach nein, ach nein," erwiederte Eliſabetha, „bei einem Liede gilt die Muſik weit mehr als die Worte; das ſind die beſten Lieder, die ohne Muſik nicht Viel und mit Muſik Alles ſagen, erſt da hat die Muſik freien ungebundenen Spielraum; die Gedichte, die man declamiren kann, ſind keine echten Lieder, aber

da, wo nur der leise Hall einer Empfindung gegeben iſt, da kommt die Muſik mit ihrem hundertfältigen vollen Klange."

Eliſabetha ſetzte dieſes Geſpräch noch weiter mit Rudolph fort und ſuchte ihn durch mehrere Beiſpiele zu überzeugen; er geſtand endlich mit innerem Entzücken, daß ſeine bisherige Anſicht vielfach falſch war. — Es liegt ein unendlich wohlthuendes Gefühl darin, ſich von einem geliebten Mädchen ſeine Anſichten berichtigen und ergänzen zu laſſen, das iſt die ſchönſte Herrſchaft, das ſchönſte, ſicherſte Verſtändniß; Rudolph fühlte Dieß in ſeiner ganzen Fülle.

Karl, dem heute nichts widerſtreben durfte, zwang ſogar ſeine Mutter, daß auch ſie ſang; ſie trug endlich mit wohlgebildeter aber etwas unſteter und alternder Stimme das liebliche Lied von Jean Jacques Rouſſeau vor:

L'encens des fleurs enbaume cet azyle,
Le lac est pur, l'air est fraiche et
tranquille

Et la paix du soir se repand sur ces lieux;
Oh ma patrie, oh mon bonheur
Toujours chérie, tu rempliras mon coeur! —

Es iſt ſo ſchön, die duftigſten Blüthen der Zeitbildung auf Generationen zurück an dem Stamme Einer Familie blühen zu ſehen, das giebt der heutigen Bildung etwas Sicheres, Natürliches und Anſpruchloſes, zu dem ſelten eine ſelbſt eroberte Bildung gelangt. Rudolph war der Sohn einer ſchlichten Bürgerfamilie, ſein Vater war Briefträger geweſen, und mit ſo inniger Liebe und Verehrung er auch an das ſtille und fromme elterliche Haus dachte, die höheren und freieren geiſtigen Entfaltungen — die leider noch immer an eine gewiſſe Freiheit des Standes oder des Beſitzes gebunden ſind — waren darin fern geblieben; darum berührte dieſes Singen wie die ganze Bildungsſphäre der Mutter Rudolph ſo tief; wenn es irgend eine verzeihliche Ariſtokratie giebt, ſo-

iſt es gewiß nur die der fortererbten freien Bildung.“ — —

Ein Jedes war ſchon zu Bette gegangen, als Rudolph nochmals in das Zimmer Karl's kam und ſich zu ihm vor das Bett ſetzte; ſie ſprachen lange davon, wie doch die Univerſität der einzige wahrhaft- freie Punkt unſeres heutigen Lebens ſei, ſie hatten ſich nie gefragt, weß Standes ihre Eltern ſeien, oder hatten es wieder vergeſſen, ja, ſie hatten es kaum mehr gewußt, daß ſie in verſchiedenen Confeſſionen geboren waren.

„Iſt Deine Mutter auch katholiſch?“ fragte Rudolph.

„Nein, ſie iſt eine Proteſtantin.“

„Das war alſo eine gemiſchte Ehe?“

„Durchaus nicht, meine Eltern waren nur bürgerlich, nie kirchlich getraut, und doch hat die Welt gewiß nie eine heiligere, vom Himmel geſegnetere Ehe geſehen.“

„Herrlich!“ jauchzte Rudolph; er hätte gern noch andere Fragen hieran geknüpft, aber

selbst vor seinem innigsten Freunde konnte er seinen Gedanken keine Worte geben; mit unruhigen Schritten lief er im Zimmer umher, endlich blieb er vor dem Fenster stehen, und hinausschauend nach den sternenbekränzten Bergen fragte er:

„Warum hast Du mir in Berlin nie von Deiner Schwester erzählt?"

„Vor 8—9 Jahren war sie noch ein ganz unbedeutender Backfisch, was war da viel zu erzählen!"

„Hat Deine Schwester schon geliebt?" fragte Rudolph wieder.

Karl richtete sich im Bette auf, und nach seinem Freunde schauend, sagte er:

„Nein, ich wüßte auch nur zwei Männer, die ihrer würdig wären, nämlich Du und ich."

„Nein! Nein! kein Mann ist eines Mädchens würdig, dessen erste Sehnsuchtsblicke ihn berühren; Niemand, wir auch nicht. Wer bringt dem Mädchen ein volles unberührtes ganzes und reines Leben?"

„O Du großer Philoſophiſt!“ lachte Karl.

„Nein, laß uns nicht weiter davon reden!“

Karl kannte dieſe Wendung ſeines Freundes, in die er oft bei gewaltigen Aufregungen verfiel; er willfahrte ihm, denn er wußte, daß er den Zwieſpalt, der ſich in ihm aufgethan, ſelber am beſten wieder ausglich; er glaubte, Rudolph würde nun gehen, aber dieſer ſtand wie feſtgebannt am Fenſter und redete lange kein Wort.

„Gute Nacht, Rudolph, nimm das Licht mit, damit Du nicht im Dunkeln fällſt,“ ſagte er lächelnd. Rudolph nahm das Licht, reichte ihm die Hand und ging.

Rudolph hatte eine Nacht mit ſchweren Träumen, er wußte nicht was er geträumt hatte, aber er erwachte mit glühenden Wangen und heftig pochendem Herzen.

V.

In dem frischen Athem des Morgens, der von der thauglanzenden Landschaft und den grünen Wellen des Rheines zu Rudolph an dem offenen Fenster hinaufstieg, klärte sich bald die brausende Unruhe in ihm ab. Heiter ging er hinab zu der Gesellschaft, die im Saale seiner harrte; die Mutter hatte einen Strauß frischer Feldblumen und Zweige vor sich liegen, die Elisabetha auf ihrem frühen Spaziergange gesammelt hatte. — —

Man muß mit neuen Freunden sich unter ein fremdes Dach begeben, auf Bergen und in Thälern mit ihnen umherstreifen, da zieht sich in hundertfaltigen Wechselschlingungen ein Band des frischen freien Verkehrs zwischen den Geistern; man wandelt beiderseitig auf neutralem Boden und in Einem Tage schließt man sich näher und bestimmter einander an, als in Wochen und Monaten innerhalb des geregelten, feststehenden häuslichen Lebens; das be-

währte sich heute mehr als je bei unserer Gesellschaft.

Nach einem Gange auf der Insel setzte man nach dem jenseitigen Ufer über und bestieg Nolandseck. Es war ein heller friedlicher Sonntagsmorgen; die Rauchsäulen aus den Häusern stiegen gerade empor zum wolkenlosen Himmel. Die Glockentöne schwebten über die thauglänzende früchtegesegnete Natur; es war, als ob die Bäume, Felder und Berge selber diese Töne ausströmten.

Mutter und Tochter gingen voraus, Karl ging mit Rudolph. Am letzten Hause des Dorfes Nolandseck saß eine alte Frau weinend am offenen Küchenfenster und schälte Kartoffeln. Karl fragte nach ihrem Kummer, und sie erzählte, sie sei die Bestemutter (so nennt man am Niederrheine die Großmutter) des Hauses, und droben läge ihr Enkelchen, das heute früh gestorben sei, sie bat die „lieben Herren," sie möchten ihren neunjährigen Johann nur sehen, er sei schon in seinem Le-

den ein Engel geweſen, ſo gut und ſchön und lieb, und jetzt ſehe er gerade aus, wie das Muttergotteskind.

„Ich habe noch nie einen Todten geſehen," ſagte Rudolph.

„Was? nun kömmſt Du augenblicklich mit herauf."

„Nein, nein, jetzt nicht."

„Jetzt, gerade jetzt, Du mußt; ſchämſt Du Dich nicht dieſer Weichherzigkeit? komm!"

Rudolph kannte den eiſernen Willen ſeines Freundes, zögernd und zagend folgte er ihm den kleinen Rain hinauf, wo das ärmliche, aus Lehm gebaute Häuschen ſtand; ſie traten ein, der Vater klagte ihnen ſeine Noth, daß er die Beerdigungskoſten nicht erſchwingen könne, da man noch dazu das todte Kind nach einem andern Dorfe auf den Kirchhof bringen müſſe; die Freunde theilten ihm mit, was ſie entbehren zu können glaubten.

„Die Herren wollen unſern lieben Johann ſehen," ſagte die hinzutretende Beſitzerinutter.

„Ja, ja," sagte der Vater, und ging den Beiden voran, eine schmale schwankende Treppe hinauf nach einer Dachkammer. Auf dem Bette in weiße Linnen gehüllt, auf einem Lager von Streh lag hier ein schöner langgestreckter blonder Knabe, er hatte die Hände auf der Brust gefaltet, die Wangen glühten noch im letzten Roth, nur um die geschlossenen Augen zeigte sich die Todesfarbe; eine brennende Oellampe stand zu Häupten des Kindes und erleuchtete die dunkle Kammer spärlich. Karl näherte sich dem Kinde und legte seine Hand auf dessen Mund. Rudolph stand stumm und starr zur Seite, kein Wort wurde geredet und schweigend stiegen sie wiederum die Treppe hinab.

„O Gott, o Gott!" sagte Rudolph händeringend, als sie wiederum auf dem Wege waren, „das ist der Tod! Wer all die tausendfachen Verschlingungen von Jubel und Kummer, Leben und Tod, die sich durch jede Secunde hindurchwälzen, zusammenfassen konnte,

es wäre ein sinnverwirrender Gedanke; hier draußen ist alles Lust und Leben, die Sonne leuchtet so schön, die Berge, der Strom, Alles unendliches freudiges Leben, und dort beginnt ein Menschenkind den ewigen Schlaf! Karl, laß uns froh, laß uns glücklich sein und glücklich machen, so lange wir leben; der Abend kömmt so bald, so bald. Es gab eine Zeit, da glaubte ich freudig sterben zu können, ich glaubte, mein bestes Leben läge hinter mir, jetzt, jetzt, ich will noch nicht sterben, ich will noch leben, mein Leben fängt erst an."

Die beiden Freunde umarmten und küßten sich, gleichsam als Bewährung, daß sie noch lebten.

Sie verabredeten nun, daß sie dieses Zwischenereigniß den Frauen nicht mittheilen wollten. „Wir können und müssen das in uns verwinden," sagte Karl. „Und," setzte Rudolph hinzu, „wenn wir nicht Alle eine gemeinsame Betrübniß im Hintergrunde haben,

Bayerische

sind wir unmittelbarer genöthigt, sie zu besiegen."

„Es gebührt dem Manne," sagte Karl, „Manches still in sich zu überwinden."

„Dieser Ansicht bin ich nicht, aber kemm."

Die beiden Freunde rannten nun im Wettlaufe den Berg hinan und kamen erheiterter bei den Frauen an, denn die gespannende Aufregung der physischen Kräfte zerstört leicht den seelischen Schmerz.

Karl hatte sich zu seiner Mutter gesellt. Rudolph ging mit Elisabetha, er erzählte ihr, daß sie sich bei einer bedrängten Familie aufgehalten und wie traurig es sei, daß unsere Kräfte zu schwach seien, den Menschen zu helfen, wie viel weniger sie eigentlich zu erfreuen.

„Die schönste Freude," sagte Elisabetha, „ist doch die Wohlthätigkeit."

„Wohlthun," erwiederte Rudolph, „wie schön und wahr ist das deutsche Wort; wie wenige Menschen bringen es zu der schönen Seelenstimmung, daß sie demjenigen, dem sie

Hülfe leiſten, auch wohlthun, ihm Vergnügen bereiten! um das nackte bloße Leben durchzuſchleppen, dazu braucht man nicht Menſch, dazu kann man Thier und Pflanze ſein, die eben haben, was ſie zur Noth bedürfen; der Menſch genießt das Leben dadurch, daß er die bloße Friſtung deſſelben erhöht."

„Ja wohl, ich verſtehe, was Sie meinen: man muß dem Bettler nicht nur Brod, man muß ihm, ſo oft man kann, auch Butter dazu geben, pflegt meine Mutter zu ſagen."

Rudolph hörte mit ſtillem Erquicken dieſe Worte, durch eine leicht erkenntliche Ideenverbindung dachte er jetzt an die vor ſein Bette gelegten Predigten von Schleiermacher, er fragte Eliſabetha geradezu, ob ſie dieſelben in den letzten Tagen zu Hand gehabt; ſie ſprach ihr Nein in ſo unbefangenem Tone, daß Rudolph nun ſicher war, ſie aus der Hand der Mutter empfangen zu haben. —

Man kam aus dem Walde auf den ſchön geebneten Weg, der zur Ruine führt. Ru-

dolph fühlte sich jetzt schon fast ganz befreit von der drückenden Pein, die auf ihm gelastet hatte, die volle Federkraft seines jugendlichen Gemüthes schnellte sie alsbald wieder zurück; in einem Zeitraume von wenigen Stunden kannte er die verschiedensten Empfindungen nach ihrer Tiefe und Breite in sich durchdringen und kund werden lassen, das nannten dann viele Leute, die den Verlauf der Empfindungen nach ihrem eignen Zeitenmaße messen, Veränderlichkeit oder Leichtsinn, und in der That, es war Beides, aber in einer höheren gerechteren Bedeutung. Wer aber kann und darf die unendliche Schnelligkeit des Gedankens nach seinem endlichen persönlichen Maßstabe machen?

Man stand nun oben bei der Ruine und blickte wonneselig hinaus in die sonnige Landschaft: nach der stillen Insel drunten, die den Strom liebend umfängt, nach der Vergeslette drüben und den Dörfern rings umher. Man gedachte liebend und dankbar des phantasiegewaltigen jugendlich freien Freiligrath, auf des-

ſen Geſang ſich die alte Sage neu bewährte und die Steine ſich zum Baue fügten; der wackere „Rolandsknappe“ hat der Gegend ihre ſchönſte Zierde, den Rolandsbogen, wieder gegeben. So mächtig war der Eindruck dieſer Ausſicht, daß ſelbſt ein Engländer auf Rudolph zukam und ihm ſein Entzücken ausdrückte.

Karl erklärte dann ſeinem Freunde die Details der Umgegend und weidete ſich an ſeinem Entzücken.

„Fridolin,“ ſagte er, „mir iſt's, wenn ich Dir ſo das Alles zeige und in Deine Seele einpflanze, als ob ich Dir das Alles ſchenkte, daß Du es mit mir theilſt, und doppelt freut mich's, daß es meine Heimath iſt; ſieh', das hat mir Alles meine gute Pathe Heimath um die Wiege geſtellt.“

Eliſabetha ſah ihren Bruder groß an, ein ſolches Herauskehren ſeines Innerſten war äußerſt ſelten bei ihm, und Rudolph erwiederte:

„Erinnerſt Du Dich noch Deines Spruches, den Du in guten animirten Stunden auf der Univerſität hatteſt? Hören Sie, meine Damen: „„Freund Fridolin, Du biſt mein einziger Freund — ich habe hundert Burgen im Gaue, ſie ſeien Dein!““

Rudolph deklamirte das mit ſo komiſchem Pathos, daß Alle lachten, dann fuhr er fort: „Aber Du mußt auch noch ſelber neue Freude an dieſer bezaubernden Herrlichkeit haben, nicht blos Freude an meiner Freude, das wäre mir zu viel.“

„Sie haben Recht,“ ſagte die Mutter, „mir iſt es immer unangenehm, wenn mir Jemand ein Buch vorlieſt, das er ſchon oft geleſen, es iſt immer beſſer, wenn man gemeinſam die gleichen oder wenigſtens die ähnlichen Ueberraſchungen hat; lieſt man auch nicht ſo gut und weiß auch man nicht ſo ſicher den Weg voraus, wo man etwa ſtolpern kann oder wo die Natur und der Autor Punktume

und Gedankenſtriche gemacht, ſo hat man doch auch das Gemeinſame.“

„Liebe Mutter, das iſt bei einer großartigen Gegend ganz anders, wie bei einem Buche,“ ſagte Eliſabetha, „eine großartige Gegend iſt mir wie eine große Muſik, man muß ſie oft und gut ſpielen und hören, um das Geſammte und alle die verſteckten Einzelheiten recht durchzufühlen und zu verſtehen; eine tragbare Melodie und einen hervorſtechenden Punkt, das behält man leicht, aber das Beſte iſt oft das, was man nicht ſo ſchnell weg hat.“

Das Geſpräch wurde nicht fortgeſetzt; die Geſellſchaft ſetzte ſich auf eine Bank, von der man die volle Ausſicht genoß; ein Jedes ſchien ſich faſt innerlich darüber zu ärgern, daß man hier in dieſer herrlichen Höhe in ſolchen Diskuſſionen ſich bewegte, ein Jedes hätte gern dem Andern den vollen Genuß dieſer reinen Naturfreude mit Einem Worte in die Seele geſtrömt und doch blieb faſt nichts übrig, als

die gewohnten Ausrufungen: herrlich! himmlisch! — —

Mehrere Stunden später treffen wir unsere Gesellschaft jenseits auf dem Drachenfels. Die Ueberfahrt war schön und heiter, vierstimmig sang man das Claudius'sche Rheinweinlied, nächst dem Liede vom Prinzen Eugen wohl das einzige, das alle Deutschen aller Gaue singen können. — Wenn man in unserer denkmalisirenden Zeit noch eine Anregung zu einem Denkmale geben möchte, so wäre es wohl, die einfache Statue des Wandsbecker Boten am Rheine aufgestellt zu sehen, etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwalde, von wo man den größten Theil des weinseligen Landes überschaut. Karl äußerte diesen Gedanken und Rudolph hielt aus dem Stegreife sogleich eine übermüthig überschwängliche Rede bei Enthüllung dieser Denkmalsidee; er zeigte, wie eigentlich alles Lob dem Urheber der Idee ge-

bühre und man ihn preisen müsse, sodann wieder den, der diesen Lobpreis ausspreche, dann den, der ihn anerkenne u. s. w. Ueberhaupt war Rudolph in so gewaltiger innerer Erregtheit, daß er das Fernliegendste und Bareckste herbeibrachte. — Mit seiner jugendlichen Turnfertigkeit sprang und kletterte er behend auf der Ruine umher, er wußte und wollte nichts mehr von all der Würde und Haltung, die ihm sein Lehrerstand angezwängt hatte, er war wieder ganz der wagbalsige Jüngling und freute sich aus dem hohen Fenster des halbzerschmetterten Thurmes, den Klang, der seine Seele erfüllte, in alle Welt hinauszurufen und zu jubeln, und doch hatte er den Muth nicht, ihn ganz und voll hinauszurufen; zwischen jeder Silbe eine Pause machend, so daß ihn Niemand verstehen konnte, rief er daher im Choraltone: E—li—sa—be—tha!

Elisabetha kam zufällig herbei, sie sah Rudolph in der gefährlichen Lage, und rief, die Hände zusammenschlagend: „Ach Gott!

bitte, steigen Sie herab, mir zu lieb; es ist ja gräßlich, wie Sie da oben hängen;" sie hielt sich aus Furcht die Augen zu. Das Wort und die Betonung „mir zu lieb" drang Rudolph in die Seele, aber seine hohe Stellung gab ihm eine übermüthige Keckheit und er rief herab:

„Ich capitulire; geben Sie mir eine Hand, wenn ich glücklich herabklomme?"

„Ach Gott, kommen sie doch herab!"

Rudolph stand schnell vor Elisabetha, er faßte ihre Hand, sie wehrte ihm nicht, er hielt sie lange fest. Wie nach einer inneren Verabredung setzten sie sich dann auf den Rasenvorsprung vor dem Thurme. Lange sahen sie still hinaus und sogen mit den Blicken all das große frische Leben ein, das vor ihnen ausgebreitet war, und wie durch einen magischen Zug blickten sich dann Beide wieder an und in dieser flüchtigen aber tiefen Begegnung ihrer Blicke sahen sie in ihren Augen weit mehr als all die Pracht und Herrlichkeit da

draußen. Rudolph mußte an ſich halten, um Eliſabetha nicht um den Hals zu fallen, eine unſichtbare Hand ſchien ihm abwehrend zu winken.

Nach einer langen Pauſe ſagte endlich Eliſabetha: „Wäre es nicht möglich, das Bewußtſein aller der Verhältniſſe, die drinnen in den Städten, zwiſchen den Mauern und Möbeln an uns hängen, abzulöſen, ja ſogar unſer Selbſtbewußtſein aufzulöſen und in und mit der Natur blos zu ſein, mit der Blume zu blühen.“ —

„Die indiſchen Heiligen,“ erwiederte Rudolph lächelnd, „verſuchen ſo etwas, ſie bohren ſich in den Mittelpunkt des Allbewußtſeins hinein, löſen ſich ſelber auf im Gedanken des All, im Gedanken Gottes, feſtgewurzelt an einen einzelnen Punkt machen ſie ſich von Menſchen zum Baume, ertödten alle freie, perſönliche, geiſtige und körperliche That, leben im All als Menſchenpflanzen; aber im bloßen Naturleben degradiren wir uns von unſerem

Menſchenrange, wenn wir uns in menſchliche Beziehungen hineinleben, ſind wir größer, als wenn wir uns in die bloße Natur verſenken, auflöſen und verlieren."

„Sie greifen mir zu hoch, oder ich muß mich nicht recht ausgedrückt haben," — bemerkte Eliſabetha — „ich meine nur das: mir gälte es als das Höchſte, wenn wir als reine Natur mitten in das reine Naturleben außer uns treten könnten, das unendliche ſtilſelige Mitempfinden in uns walten und aus uns herausklingen ließen, nichts von Reflexion und überhaupt nichts von allem Dem hinzuthäten, was wir nur als Menſchen erfahren."

„Nein, mit dem Verſenken in die Natur, in's Allgemeine, werden wir bloße Geſchöpfe, während wir als Menſchen gewiſſermaßen auch zugleich Schöpfer ſind; nicht das Lyriſche, der unmittelbarſte und reinſte Naturlaut, ſondern das Dramatiſche iſt das Höchſte, wir ſchaffen hier eine neue Welt, eine Menſchenwelt: es iſt weit höher, wenn wir uns frei und ſelb-

ständig mitten in der feststehenden Natur bewegen und sie in uns aufnehmen, als wenn wir uns von ihr aufnehmen lassen."

Elisabetha glaubte sich noch immer nicht recht begriffen, sie sagte daher:

„Ich will Ihnen das, was ich meine, an einem Beispiele erklären: nicht die Vokal- oder Wortmusik ist das Höchste, da sind wir noch immer an menschliche Gedanken, Begriffe und Empfindungen gefesselt; die reine Instrumentalmusik ist das Höchste, Unendliche, sie ist das, was man das unendlich Lyrische nennen möchte, da sind wir nicht mehr an menschliche Worte und Begriffe gebunden, frei und allgewaltig leben wir im All ich weiß nicht mehr, daß ich Schwester, Tochter bin, da lebt man außer- und übermenschlich; so auch, meine ich, sollten wir in der Natur leben können."

„Ich verstehe Sie wohl, aber diese Instrumentalmusik wird auch oft und meist zum Maßlosen, Verschwimmenden, Zerfahrenen, und verliert dadurch allen gesunden Halt und wahren

Gehalt, dieſes Bettinisiren, wie ich es nennen möchte, iſt nicht, wie Sie es bezeichnen, übermenſchlich, ſondern — wenn man ſo ſagen kann — untermenſchlich. Alles, was keinen ſicheren, feſten Boden mehr hat, ſondern eben gerade in's Blaue hinein irrlichtelirt, wird leicht aus Ueberſinn zum Unſinn. Wir können und dürfen Alles um uns her bis mit Gedanken faſſen und handhaben, in Worte gefaßten Blumenduft und Sonnenſchein als ſolchen kann es für uns nicht geben; wir faſſen Alles nur mit unſerer menſchlichen Natur, das ſcharfe, beſtimmte, feſte menſchliche Denken und Fühlen iſt ebenſo gut Natur, wie Alles da draußen, nur eine höhere, freiere; das feſte, volle menſchliche Weſen iſt höher als alles bloße Naturleben; wir leiten den Strom und ſeine Schiffe und ſtehen ſelbſt frei darüber; iſt es nicht weit ſchöner, daß wir alles Das da draußen und hier uns ſelbſt zugleich bewußt in uns haben?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte Elisabetha nach einer Weile aufstehend, „so Vieles wird mir durch Sie klar; unser Karl geht mit mir auf solche Besprechungen gar nicht ein, er läßt mich allein in allen Irrthümern stecken." — —

Man schickte sich zur Heimkehr an; Rudolph ging mit Elisabetha; er, der sich bemühte, die Natur mit seinem Geiste zu beherrschen und ihre Wirkung zu vermenschlichen, war dagegen auch leicht gewohnt, sie zu symbolisiren; so erschien es ihm jetzt als symbolisch, daß er mit Elisabetha sich während der Grenzscheide des Herbstes, wie im Hochsommer ihres Daseins gefunden: wie die Frucht die vollendete Blüthe, so war ihm die Erkenntniß die Frucht des ursprünglichen Blüthenlebens, des Gefühls; viele Blüthen, wie viele Gefühle müssen fallen und nur wenige reifen zur Frucht und Erkenntniß.

Rudolph und Elisabetha hatten schon am ersten Abende fast unbewußt ihre Vorgeschichte,

so zu sagen ihr mythisches Leben einander geoffenbart; jetzt waren sie schon so weit in ihrem gemeinsamen Leben, daß sie den Ursprung und Anfang desselben mit einander rekapitulirten. Das war das sicherste Zeichen, wie tief und vielverzweigt dieses gemeinsame Leben Wurzel geschlagen hatte; denn nur an einem lieben Verhältnisse, das wir als fest und unwiderruflich geschlossen betrachten, wagen wir es und sind wir geneigt, seine Grundlage zu untersuchen. Rudolph schilderte seine wunderbare Erregtheit, als er sich ihrem Hause nahte und wie ein geheimer Zauber ihn vor den verschlossenen Thüren festhielt; als er nun fragte, warum ihm doch endlich geoffnet worden sei, sagte Elisabetha:

„Es geht mir mit der verschlossenen Wohnung, wie mit meinem Herzen; oft, wenn ich allein bin, schließe ich mein Zimmer mit dem Vorsatze, ganz allein zu bleiben und Niemanden, klopfe auch wer da wolle, hereinzulassen; klopft aber Jemand, so springe ich

faſt unwillkürlich auf und öffne, ich meine immer, wenn ich es nicht thue, geht Jemand wieder fort, der mir gerade recht nahe ſteht, ich ſchäme mich, zuerſt ſo kalt zu fragen: wer iſt da? und auch mich ganz ſtill zu halten und zu verleugnen. Meine Mutter ſagte oft, wenn es Nachts am Hauſe klingelte: das ſind gewiß wieder böſe Buben, aber es waren auch ſehr oft Freunde, die dadurch in Wind und Wetter draußen warten oder wieder umkehren mußten."

„Und mit Ihrem Herzen iſt es ebenſo?"

„Ja," ſagte Eliſabetha, und in ihrem Tone lag eine Hoheit und ein Adel der Seele, daß ſie alle gewohnte Beſcheidenheit weit überflog, „ja, ich geſtehe, ich kann nicht anders; alle Vorſätze, es nicht zu öffnen, verſchwinden, ſobald ich einen Seelenklang vernehme, der wirklich hindurchdringt."

„Das iſt gut und brav von Ihnen."

„Gar nicht, es iſt gar kein Verdienſt dabei; iſt es brav von mir, daß ich athme?"

So sprachen die Beiden; nicht die leiseste Ahnung, daß solches rückhaltslose Aussprechen vielleicht ungehörig sein könne, regte sich in ihnen. Hell und klar stand die Ueberzeugung in ihnen, daß sie ihre tiefste Seele erkannt hatten.

Ist es wahr, daß die still beseligende Heiligkeit der Liebe aufhört, wenn man sie denken und erkennen will? Das ist Dasselbe, wie daß man Gott nur glauben und nicht denken und erkennen dürfe und könne; nein, die Erkenntniß ist Gott und Gott ist die Liebe, und die Andacht und die Liebe sind in der Erkenntniß nicht mehr überschwängliche verüberrauschende Momente, sie ist stet und ständig, die Liebe schwebt nicht mehr unerkennbar und unfaßbar über dem Leben als übernatürliche Offenbarung und wird als das Wunder des heiligen Geistes über es ausgegossen, sie ist die innewohnende Verklärung jedes einzelnen Punktes, aus dem sich der Lebenskreis zusammensetzt, der in sich unendlich und doch

kets geschlossen ist. — Solche Gedanken bewegten sich in Rudolph, denen er gleichsam als lauten Schlußsatz hinzufügte:

„Von uns gilt buchstäblich und höher, was die Schrift sagt: Suchet, so werdet ihr finden, klopft an und es wird euch aufgethan.“ Weiter konnte und wollte er nicht sagen, denn so frei und unverhüllt sich ihm auch Elisabetha gegeben, ein unerklärbarer Gedanke hielt ihn ab, dies schöne Leben selig zu umfangen.

Die Sonne begann zu sinken und ihre letzte Pracht als Scheidegruß über die Erde auszubreiten, da standen zwei hochbewegte Herzen am Ufer des Rheines und harrten still des Schiffes, das sie heimwärts bringen sollte.

Man fuhr ab. Als es Nacht geworden war, blieben die Damen in der Kajüte. Rudolph ging auf das Verdeck, er bat Karl, ihn ganz allein zu lassen und setzte sich in eine Ecke, sich still in sich zusammennehmend.

Es ist eine schöne kirchliche Sitte, vor dem Abschlusse einer Lebensperiode durch den

Anschluß an ein neues, durch die Ehe angebautes Leben die ganze Vergangenheit und ihre Gestaltung vor Gott noch einmal prüfend und läuternd aufzuerwecken. Rudolph aber stand schon lange außerhalb alles kirchlichen Verbandes und auf dem brausenden Dampfschiffe unter der sternenglänzenden Himmelswölbung führte er all sein Leben und Denken vor den Beichtstuhl seines Gewissens.

Lachend und heiter stieg sein erstes Jugendleben herauf, die still begnügte Zeit des ersten Lernens, da man selig den ersten Blüthenduft aus Hellas und Rom in sich einsaugt und noch kein Wohin und Warum kennt. Dann kam die erste trübe Zeit, hinausgestellt in die weite Welt, einem Berufe zustrebend; die erste Saite riß, die Frömmelei riß seinen ersten Jugendfreund aus seiner Seele; da kam dann das wilde Heer der Zweifel und Fragen. Wer ermißt die Qualen, die den einsam forschenden Geist wachend und träumend heimsuchen? Da ging er hin durch das

Leben und er konnte es nicht faſſen, denn der Geiſt, das Geſetz, Gott war ihm daraus gewichen; oft in ſtiller Nacht hob es ihn weit hinauf, bis ſein Haupt endlich wie an eine eiſerne Decke anprallte und er vernichtet zurückſank. Da zog ſtill und feierlich der Geiſt der Erkenntniß, die Philoſophie endlich in ſeine Seele ein, eine kräftige Freundeshand legte ſich wieder in die ſeine, das Leben feierte in ihm ſeine verklärte Auferſtehung. Bald ſah er ſich einem Berufe hingegeben, ſeinem Geiſte entſprechend, aber noch fühlte er in ſeinem Daſein eine Lücke; er wanderte oft hinaus nach dem ſtillen Dorfe zu einem naheverwandten und auch vielfach gleichgeſinnten Geiſtlichen, und hier hielt Rudolph plötzlich inne. Marie, die Tochter des Pfarrers, ſtand vor ihm in der ganzen Fülle und friſchen Geſundheit ihrer Erſcheinung, er betrachtete oft mit ſtiller Luſt ihre fröhliche Arbeitſamkeit, er erfreute ſich an einzelnen Worten von ihr, die der Ausſpruch einer kindlich

heiteren Seele waren, oft begleitete ihn ihr Bild, wenn er nach Hause ging, oft trat es zu ihm in sein ernstes Studirzimmer, und wenn er wiederum den Weg hinaus nach dem Dorfe einschlug, trat es ihm wohl zuerst entgegen; er gestand sich, daß ihr Dortsein nicht minder als die weisen Reden des Vaters ihn hinauszogen; oft saß sie arbeitend dabei, wenn er sich mit dem Vater besprach, nur bisweilen schauten sie auf, und er glaubte in ihren Blicken, wenn auch nicht ein Verständniß, doch eine sinnige Theilnahme an dem Gespräche wahrzunehmen. Nie richtete Rudolph ein Wort an sie, um ihre Gedanken und Gefühle nach ihm hinzulenken, aber er wußte es, sie wollte ihm wohl, sie reichte ihm so treuherzig die Hand, wenn er kam und ging, und hatte ihm zur letzten Weihnachten so schön beschcert.

Nach und nach stieg in Rudolph der Gedanke auf, sie als seine künftige Lebensgefährtin zu betrachten, seine Pulse klopften gleichmäßig, wenn er sich diesem Gedanken hingab,

aber er ſah ſie mit friedlichem Genügen in häuslicher Wirkſamkeit, oft fragte er ſich: iſt das die Liebe? dann ſagte er ſich wieder: dein grübelnder Geiſt iſt keiner andern fähig. —

Jetzt richtete er ſich plötzlich raſch auf, das Bild Eliſabetha's ſtand vor ihm mit all der Schwungkraft und Innigkeit ihrer Seele: „Mein! mein!“ ſprach er laut vor ſich hin. Die Hand an die heiße Stirne gelegt, wandelte er auf dem Verdecke auf und ab, er analte ſeinen Geiſt, indem er ihn der Wandelbarkeit zieh: „Gute Marie,“ ſagte er, „wir können jetzt nicht mehr glücklich mit einander ſein; ahnteſt Du es wohl, als ich Dir verſprach Dir etwas von der Reiſe mitzubringen, und Du abwehrend erwiederteſt: ich danke? und der Vater hinzufügte: bringen Sie mir nur ſich ſelber wieder! — Ich bin Euch unwiederbringlich. — — Darf ich aber Eliſabethen ein Leben bieten, deſſen tiefſte Keime ſich einer Andern erſchloſſen, wenn auch verborgen und ungeahnt von ihr? Für ein

volles Leben biete ich ein zerstücktes." — Er stand lange sinnend still.

„Und doch, ich muß," sagte er wieder, „einst in alten Tagen galt es als Symbol der siegenden Majestät und Wunderkraft der Liebe, daß die Liebenden durch Feuer und Wasser schritten, wir aber sind auf den brennenden Sonnenhöhen und in den krystallenen Meerestiefen des Gedankens einander begegnet und haben sie gleichen Fußes durchschritten. Ein Geist, Ein Leben wohnt in uns und was noch unerkannt und still verborgen in uns ruht, wir wollen es liebend tragen und heilig achten; o Seeligkeit, als wir uns erkannten! Du bist Geist von meinem Geiste! Komm, Elisabetha, durch alle Wandlungen des Lebens tragen wir den Einen einigen Sinn, Du bist mein!

Lange noch schaute Rudolph hell und friedlich hinaus in den dunkel brausenden Strom, bis endlich die blinkenden Lichter und das Läuten der Klingel ihn erinnerte, daß sie bei

Koln waren; in dem Gewirre, das nun entstand, erkannte er schnell Elisabetha, er nahte sich ihr und sie fragte verwundert:

„We sind Sie denn?"

„Bei Ihnen, und ich hoffe, wir bleiben's."

Er bot Elisabetha den Arm, und ohne auf die Mutter und Karl zu warten, zog er sie schnell voraus, bis sie aus dem Gedränge waren; dann, in einer stillen Straße faßte er ihre Hand, sah ihr in die Augen und sagte:

„Elisabetha, darf ich Sie — Dich so nennen?"

„Rudolph," erwiederte sie leise.

Ueber der geheiligten Schwelle ihres Hauses besiegelten sie ihren Liebesbund mit dem ersten Kuß.

Als Karl und die Mutter nach Hause kamen, traten ihnen Rudolph und Elisabetha Hand in Hand entgegen und baten um ihre Zustimmung zu ihrer Vereinigung.

Karl umarmte seinen Freund so heftig, daß dieser laut aufschrie, die Mutter aber küßte

Beide auf die Stirne und sagte: „Gott segne euch, meine Kinder!“ — — —

Wer beschreibt die Seligkeit, die in der Straße St. Marien am Capitol heute Abend ihre Lichter anſteckte? — Wir ziehen uns ſtille zurück, denn bei einem innigen Familienfeſte ſind fremde, wenn auch noch ſo theilnehmende Augen, doch immer fremd; wer das Glück genoſſen und genießt, ein Weſen außer ihm ganz und voll ſein zu nennen, der rufe ſich die erſte Stunde des vollen gewiſſen Empfanges zurück, wer es noch nicht genoſſen, frage die zittern den Pulſe ſeines Daſeins. —

Wie ſelig blickte Rudolph in den ſonnigen Tag, als er am andern Morgen Arm in Arm mit Eliſabetha hinauswandelte in die Straßen, durch die Strahlenbande der Erkenntniß war ihm ein neues Leben außer und neben und in ihm gegeben; alle Vorübergehenden ſchauten freudig nach den Beiden, über deren Antlitz eine ſtille Glorie ſchwebte; ein armer Knabe bot ihnen Blumen an, Rudolph reichte ihm

ein Geſchenk dafür und gab die Blumen Eliſabetha.

Sie gingen immer weiter bis hinaus vor das Thor, wo ſie endlich Leichenſteine, ſtill und ernſt gereiht, erblickten, ſie traten in den Kirchhof, Eliſabetha führte Rudolph nach einem Grabe, darauf die Inſchrift war: „Hier ruht von des Lebens Freude, Müh' und Arbeit Friedrich Meuren."

Die erſten Blumen, die Eliſabetha von Rudolph empfangen hatte, legte ſie auf das Grab ihres Vaters, dann reichten ſie ſich ſtill und andächtig, wie über der Ewigkeit, die Hände; ſtill und andächtig, feſt aneinandergeſchloſſen, ſchritten ſie darauf von dannen.

Was ist Glück?

Edmund — ſo nennen wir bei ſeinem Vornamen einen hochgewachſenen, eben erſt von der Univerſität zurückgekehrten jungen Advokaten — Edmund hatte das nie genug zu preiſende Büchlein von Clemens Brentano: „die Geſchichte der ſchönen Annerl und des braven Gasperl“ zu Ende geleſen; eine feierliche Stille herrſchte in dem Damenkreiſe, man hörte jede Bruſt tief Athem holen, ja ein Jedes glaubte, das Herzpochen des Andern zu vernehmen; ſo hatte das einfache Schickſal einer Dienſtmagd und eines Soldaten Alle tief erſchüttert. Da ſaß die Hofräthin Romann und trocknete ſich unverhohlen die Thränen, neben

ihr ihre beiden Tochter Meta und Antonie; Antonie hielt die Arme auf der Bruſt über einander gepreßt, gleichſam noch als äußere Schutzwehr gegen ihr heftiges Herzklopfen, eine Thräne hing in ihren Wimpern, ſie blickte in ihren Schooß; Meta trocknete ſich mit ihrer linken Hand ebenfalls die Thränen, ihre Rechte ſpielte mit der Troddel an dem Gürtel ihres Kleides. Neben ihr ſaß die Majorin von Schmidthelden, ſie ſpielte das holländiſche Daumenſpiel, und hatte, ſey es nun aus Rührung oder Mißbehagen, die Unterlippe mit den Zähnen eingekniffen; ihre Tochter Roſette, die etwas rückwärts ſaß, richtete die in Unordnung gekommene Halskrauſe ihrer Mutter wieder zurecht.

Die Männer ſtanden oder ſaßen hier und dort.

Edmund ſah mit ſtillem Vergnügen dieſe lautloſe Bewegung in den Gemüthern Aller; er fühlte, wie Niemand es wagte, dieſes Wogen und Branden in dem Herzen des Andern

durch ein Wort, durch eine Sylbe anzurufen oder abzuleiten. Kaum einige Sekunden hatte diese lautlose Stille gedauert, als Edmund auch schon zu bemerken glaubte, wie diese hochgetriebene Aufregung mißbehaglich zu werden begann; denn nur Wenige vermögen es, durch enthusiastische Aussprache oder durch lautlose Stille ihr eigenthümliches Gemüthsleben vor Andern zu offenbaren; falscher Schein, Unnatur und falsche Scham haben uns so einander entrückt, daß der heilige Geist der Liebe und des Mitgefühls, der jede Brust bewohnt, noch schon vor den Augen Vieler verhüllt, und nur tief dem eigenen Gemüthe, oder dem einzigen, das wir uns angeeignet, sich erschließt; unser Fühlen und Empfinden spricht sich nicht mehr wie im Alterthume im Chore aus, dessen gewaltige in Eins gebundene Stimmen sich tragen, heben und versöhnen; nur in einsamen Monologen oder im Widerhall einer einzigen Seele vermögen wir es, die tiefsten Töne unseres Herzens hinausklingen zu lassen.

Sei es nun, daß dem Hofrathe diese Pause mißbehaglich wurde, daß ihn der Kitzel der Ironie beschlich, oder daß er in der That die von ihm ausgesprochene Ansicht hegte, genug, er trat auf Edmund zu mit den Worten: „Sagen Sie, ist diese Geschichte nicht nach einer wahren Criminalgeschichte bearbeitet?“

„Nein,“ antwortete Edmund kurzweg; es war ihm, als ob durch diese in so halb amtlichem Tone aufgeworfene Frage plötzlich all der duftige Schmelz weggewischt würde.

„Die Geschichte ist gräßlich schön,“ bemerkte Antonie.

„Ich möchte sie nicht allein lesen, mich überrieselt's,“ sagte die Hofräthin.

Die Rede war Allen wiedergegeben.

„Ich muß es gestehen,“ sagte die Majorin in scharfem Tone, „mich hat die Sphäre, in der sich diese Geschichte bewegt, höchst unangenehm berührt; die neuen Dichter führen uns in Gesellschaften, die nun und nimmer die unsrigen sind, und ich mag sie auch poetisch

nicht als die meinigen haben; ich muß gestehen, ich schämte mich, als der Bediente vorhin im Zimmer war, während wir eine Domestikengeschichte hörten, und dann kommen darin Verhältnisse zur Sprache, die einem gewissen Alter einer gewissen Region fern und unbekannt bleiben sollen." Sie blickte hiebei sorglich auf ihre Tochter, die mit dem goldnen Herzchen, das an ihrem Halse hing, spielte, und warf dann Edmund einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was die Sphäre betrifft, gnädige Frau," erwiederte Edmund, „so werden Sie ebenfalls bemerkt haben, daß ein Graf, ein Fürst und eine hohe Dame am Ende ihre Rolle spielen, übrigens habe ich den Dichter in dieser Beziehung nicht zu verantworten; was aber Ihren zweiten Vorwurf betrifft, so glaube ich, ist es eben so ungehörig als es unmöglich ist, Demjenigen, der ein offnes Auge für das Leben hat, alles Mißliche und Traurige zu verbergen und zu übertünchen, auch wird ein

zartes Gemüth durch deſſen Anſchauung nicht verletzt."

„Von äſthetiſchem Standpunkte aus betrachtet" — bemerkte der Profeſſor Hailer.

„Um Gottes Willen, wie kennen Sie ein ſolches Werk ſo beurtheilen?" unterbrach ihn die lebhafte Hofräthin, „das iſt kein Buch, das iſt eine tiefergreifende Lebensſchilderung."

„Immerhin," entgegnete der Profeſſor, der ſich nie von einer begonnenen Rede abbringen ließ, „gerade deßhalb, ſowie auch aus äſthetiſchen Rückſichten, weil das Schauerliche allzuſehr gehäuft iſt, wünſchte ich die allbekannte Geſchichte von dem Richtſchwerte aus der Erzählung weg, dann wäre Alles vollkommen, namentlich was das Hochſittliche darin betrifft." —

Der Profeſſor wollte noch weiter reden, aber er ſprach ſo bedächtig, daß man faſt nie wußte, wann er ein Punktum machte; der Major ſagte daher:

„Mich hat der religiöse Zug, der durch das Ganze geht, sehr frappirt, ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt noch so fromm wäre; die Ehre und Bravour wird mir aber hier doch zu viel den Pfaffen in die Hände gespielt."

Er verwickelte sich in einen Disput mit dem Professor; die Gesellschaft stand auf und gruppirte sich nach Willkühr; Antonie hatte sich an das Clavier gesetzt und phantasirte stürmisch. Ermund trat zu Meta, die in der Biegung des Claviers stand: „Wie hat es denn Ihnen gefallen?" redete er sie an.

„Recht gut und Sie haben auch sehr zart gelesen; haben Sie aber denn nicht bemerkt, wie ich Ihnen verbin winkte? Sie hätten der Majorin etwas höflicher antworten dürfen."

„O Sie sind lieb und gut; aber warum ist denn Ihre Antonie so verstimmt und einsylbig?"

„Daß ich nicht wüßte; Antonie, wenn du mich begleiten willst, so wollen wir das Lied von Brentano singen.“

„Ein Lied von Brentano? Welches?“ fragten mehrere Stimmen aus der Gesellschaft.

„Sie kennen es Alle,“ erwiederte Meta, „aber wußten wahrscheinlich den Verfasser nicht.“ Sie sang nun jenes herrliche Lied: „Nach Sevilla ꝛc.“

„Eine südliche Glut und Frische liegt in diesem Liede, und Sie haben es mit ausnehmender Wärme gesungen, Fräulein Meta,“ erklärte der Professor nach Beendigung des Liedes.

„Der glücklichste Mensch ist doch der Dichter,“ sagte Edmund; der Staatsmann, der Held kann seine Zeitgenossen bestimmen; jener, daß sie handeln nach seinem Willen, dieser, daß sie sterben nach seinem Willen; der Dichter allein kann seine Zeitgenossen, wie die empfänglichen Seelen aller Zeiten und Zonen bestimmen, zu fühlen, zu denken wie er; er

lebt in ihnen, er lebt tausendfältig, unendlich; Tausenden tritt er nahe als Freund, als Heiland ihrer Seelen, er erlöst den taubstummen Schmerz aus seiner Verdumpfung, all sein Fühlen und Hoffen, sein Träumen und Trauern, all sein ureigenstes Leben erlebt in tausendfaltigen Gestalten; das Leben aller Zeiten und Nationen zieht verklärt durch seine Brust, und was über Zeiten und Nationen schwebt, liegt er festhalten und leben; die Stätte, die er betreten, wird durch ihn zum heiligen Erdreich, was seine Seele bewegt, bleibt ewig fest, sein ganzes Ich ist ewig gewahrt von dem unendlichen Ganzen der Menschheit."

„Mit dieser Schlußbemerkung machen Sie aber den Dichter zum raffinirtesten Egoisten," bemerkte Antonie.

„Nicht doch, mein Fräulein," entgegnete Edmund, „und wäre es auch Egoismus, lassen Sie sich durch das Wort nicht irre machen, der Egoismus an sich ist nichts Schlech-

tes, nur wenn er den Egoismus eines Andern verletzt und beeinträchtigt, wird er schlecht."

„Die praktischen Engländer theilen Ihre Ansicht von Dichterglück nicht," sagte die Majorin, „Sie kennen wohl das Sprichwort? I should like my enemy would write a book?"

„Ich kannte das Sprichwort bis jetzt nicht, gnädige Frau, aber man kann wohl sagen: wenn der Engländer seinem Feinde wünscht, daß er ein Buch schreiben möge, so ist es nicht, weil das ein Unglück für den Autor ist, sondern weil sich durch das Concentriren der Gedanken und Anschauungen die persönliche Leidenschaft abkühlt und niederschlägt."

„Auch diese gewandte Erklärung," erwiderte die Majorin, „ist gegen Sie, denn statt, wie es weit angenehmer ist, den Kampf in Feindes Land zu spielen, muß er hier im Herzen des eignen Gebiets oder im Gebiete des eignen Herzens ausgefochten werden."

Die Majorin blickte zufrieden über diesen glücklichen Vergleich umher. Edmund antwortete nicht, da begann die Hofräthin schnell:

„Sie sprechen auch nur von dem Dichter, wenn er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit das vollendete Werk und seine Wirkungen überschaut und sich der Welt gegenüber denkt; bedenken Sie aber die überleidigen Klagen, wie gereizt und verletzt, wie tief erschüttert ein Menschenherz sein muß, bis es durch die Dichtung sich über sich selbst erhebt; wie Wenige vermögen es, ihr eigener Heiland und noch weit minder, der Heiland Anderer zu werden!"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," ergänzte die Majorin, „das wäre ein schlechter Dichter, der, wie so Mancher der heutigen jungen Leute, gleich einem manierirten Schauspieler, alle Attitüden nur für das Auge des Publikums wählte, bei den höchsten Aufregungen nur nach den Wirkungen da draußen hinschielte."

Der Professor nickte den beiden Frauen während ihrer Rede beifallächelnd zu, gleich

als wären sie Gymnasiasten, die ihre Pensa gut auswendig gelernt; Edmund suchte mit außergewöhnlicher Höflichkeit zu entgegnen, und indem er seine mit der Hand aufgespannte elastische Uhrkette zurückschnellen ließ, begann er:

„Sie führen mich in das tiefste Getriebe poetischer Schöpfung, indem sie mich auf den Jammer und die Noth, auf die Vorgeschichte, die der Erlösung vorangeht, aufmerksam machen; aber Dichtung ist wie die Liebe, ja sie sind Eins, der Liebende ist Dichter in sich oder nach außen, und der Dichter liebt, muß lieben; wer möchte den Schmerz und die Qualen der Liebe missen um den Preis, daß er die Liebe aufgäbe?"

Die Majorin kniff wiederum die Lippen ein und betrachtete sorgenvoll ihr Kind, in dessen Beiseyn man so ungescheut von Liebe sprach, auch Antonie blickte verlegen zur Erde; Edmund schien Alles dieß nicht zu bemerken, sein

Auge funkelte hell, er drückte die linke Hand an die Stirne und fuhr stürmisch fort:

„Die Liebe iſt das höchſte Glück und die höchſte Tugend, die höchſte Geiſteskraft, und doch leidet nur Der, der liebt; nehmt dem Menſchen die Liebe, ſchält ſein Herz los von Allem, was um und an ihm iſt, und das Leben iſt hohl und leer, freudlos und leidlos. Der Dichter aber lebt in ewig ſich läuternder Liebe. Und wer erträge nicht gerne alle die Pein und den tiefſchneidenden Gram einer zartfühlenden Seele, um den Preis, daß ſein Geiſt geläuterter, empfänglicher, zartfühlender, oder mit andern Worten, größer, vollkommner, poetiſcher geworden? Und wie der Kuß der Liebe ſtill und ſcheu, verborgen vor den Augen der Welt zum Himmel hinanträgt, ſo auch der Kuß der Muße; hier fühlt der Dichter das Weben des eignen und des unendlichen Genius, den Hauch des heiligen Geiſtes, die Unendlichkeit hat ihn in ihre morgenrothen Wolken gehüllt, er iſt in der Unendlichkeit, in

der Ewigkeit, er ist nicht mehr er selbst, die Welt ist in ihm, er in der Welt, Geschöpf und Schöpfer, Gott ist in ihm; ja, der Dichter ist ein Heiland, der die Schmerzen der Welt in sich aufnimmt und sie erlöst und versöhnt!"

„Richtig, in eine Sackgasse gerannt," fiel der Professor ein, „Sie gestehen also, daß der Dichter schmerzenreich und somit nicht glücklich zu nennen ist. Sie sind, wie ich sehe, der heutigen Modeansicht diametral entgegengesetzt; denn es gehört jetzt zum guten Ton, die Dichtergabe als das höchste Unglück zu schildern. Sei nun indeß die Dichtergabe Glück oder Unglück, die Dichter sind, wie die Literarhistorie leider zur Genüge zeigt, meist unglücklich einige Wenige, wie Anakreon und Göthe, ausgenommen."

„Wer ist Anakreon?" fragte Meta in gutmüthiger Wißbegierde. — Hätte der Professor das Beispiel eines glücklichen Menschen darstellen wollen, so hätte er sich selber als

solchen aufführen können, denn mit unbeschreiblicher Zufriedenheit sagte er Meta, daß er ihr morgen seine mit unverdientem Beifalle aufgenommene Uebersetzung des heiteren griechischen Liederdichters senden wolle.

Das Gespräch schien eine veränderte Wendung zu nehmen, als es die minder skrupulöse Hofräthin wieder auf das frühere Thema lenkte mit den Worten:

„Auch der Liebende ist nicht glücklich, denn wie sagt Göthe?"

„Glück ohne Ruh,
Liebe bist du."

„Ich möchte überhaupt fragen," sagte der Hofrath lächelnd: „wer ist glücklich?"

Die Hofräthin steckte ihm als Antwort ein Bonbon in den Mund.

„Oder eigentlich," ergänzte der Professor, „was heißt glücklich?"

„Geben Sie eine Definition von Glück," sagte der aus einer gewissen Erschöpfung sich aufraffende Edmund.

„Glück iſt eigentlich ein relativer Begriff," dozirte der Profeſſor, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, „der Eine nennt Glück und für den Einen iſt Glück, was für den Andern ein Unglück iſt; aber allgemein und abſtrakt gefaßt —"

„Hörſt du," ſagte Antonie ganz leiſe zu ihrer Schweſter Meta, indem ſie unverrückt vor ſich niederſchaute und nur Meta neben ſich anſtieß, ſo daß Niemand ihre Rede bemerken konnte, „habe ich nicht recht, wenn ich ihn den Miſter Abſtraktus heiße?"

„— muß ich," fuhr der Profeſſor fort, „hier eine Definition des großen Philoſophen Spinoza anwenden; er ſagt: Luſt iſt Uebergang von einer geringeren zu einer größeren Vollkommenheit, ſo auch iſt Glück Uebergang von einem minder behaglichen Zuſtande zu einem erwünſchteren, angemeſſeneren, behaglicheren."

„Das iſt ein Glücksfall," wendete Edmund ein; „aber das Glück als ſtändig fortdauerndes iſt etwas Anderes."

„Sie haben auch das Wünschen in ihre Definitionen gesetzt," bemerkte Antonie, „man nennt aber sehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man also auch nicht wünschen konnte, ein Glück."

„Ich sagte ja nicht gewünscht, sondern erwünscht."

„Wünschen, ja wünschen, darin liegt's," lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung sind rouge et noir im Lebensspiele: nicht im Gewinn, sondern im glücklichen Spiele liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tacte läßt Göthe den praktischen Werner in Wilhelm Meister sagen: daß der glücklichste Mensch der ist, der auf dem Wege ist, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna ist eine Dame, mit der man am glücklichsten im Brautstand ist; die Sage von des Fortunati Wünschhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus ist der glücklichste, weil er die schöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünscht; nicht im Besitzen, sondern im Erwer-

ben und Empfangen liegt das Glück; ist der Moment des Empfangens vorüber, so ist der gewünschte Zustand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünsche steigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben besteht's, daß sie Ideale sind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten."

„Sie sind also auch einer von den endlosen Strebern," sagte Edmund, „die den Menschen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu schnappen, und die ideale Maulsperre für das höchste Glück halten? Nein, gibt es ein Ideal, so muß es erreicht werden können, oder es ist kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß in dem freien Herumstreifen in Wald und Feld, sondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philosophiren, dessen höchster Zweck eben das Streben, Denken und Philosophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wild-

braten und die Resultate des Philosophirens schmecken gut. Viele theilen die Ansicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anstand-stehen mit gespanntem Hahn das Loos und die Bestimmung menschlichen Treibens und Denkens sei; ich kann mich nicht dazu verstehen, ich komme gern mit gefüllter Tasche nach Haus, von der Philosophie wie von der Jagd."

Die Majorin blickte längst mißmuthig drein, sie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant", so lange bei einem Gegenstande zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hause die Zügel der Unterhaltung entrissen. „Uebermorgen," sagte sie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie sein?"

Edmund verstand diese Diversion wohl, aber er war nicht gesonnen, sich darauf einzulassen, sondern entgegnete mit einem gewissen Muth-

willen: „Gnädige Frau, wir sind jetzt einem Edelwilde auf der Fährte, einem selten erscheinenden Sechszehnender; hören sie nicht, wie alle Wünsche ihre Fanfaren blasen? Reiten Sie mit, wir wollen das Glück erjagen. Herr Professor, Sie sind ein Philosoph, nehmen Sie das Glück auf's Korn."

Die Diskussion war hiermit wieder in's Zentrum gerückt.

„Ich wollte, ich wäre das, was Sie mich nennen," erwiederte der Professor mit bescheidenem Stolze; „denn nur der Philosoph ist glücklich; nur wer in der Erkenntniß alle Einzelerscheinungen des Lebens bewältigt, mit seinem Geiste beherrscht und in sein Denken einordnet, nur der ist glücklich zu nennen; nicht in dem gewöhnlichen Sinne als ein durch Zufälle und Ereignisse Gehobener, sondern im höchsten Sinne, als ein durch erworbene Kenntniß und Einsicht über den Ereignissen Stehender; der Zufriedene, der Gleich-

müthige, der Einsichtige, mit einem Wort, der Philosoph allein ist glücklich."

„Wieder ein Monopol!" unterbrach der Major den langsam und bedächtig redenden Professor, „Alles läuft doch wieder darauf hinaus, sich ein Privilegium zu verschaffen, nun wollen auch die Philosophen die Majoratsherren des Glückes sein."

„Alle Menschen sind Philosophen, nur mehr oder minder," sagte der Professor ungewöhnlich schnell.

„Sie nehmen aber," sagte Edmund, „Glück und Zufriedenheit, oder meinetwegen Gleichmäßigkeit, als ein und dasselbe; aber Zufriedenheit ist eben nur Zufriedenheit und nicht Glück."

„Ja, das meine ich auch," sagte Antonie, und Edmund blickte sie freudestrahlend an, „wer so ebenmäßig fortlebt, und alle Ereignisse schnell in die Schule nimmt, Den kann man nicht glücklich nennen; nur wer sich von ihnen auf Höhepunkte tragen läßt, wo man

in freier Luft die ganze Seele plötzlich freier athmen fühlt, nur Der iſt glücklich."

„Aber auch oft unglücklich!"

„Ja, aber kann nicht nur Der, der unglücklich werden kann, auch glücklich werden?"

„Es gibt hierbei," ſagte der Hofrath, „keine allgemeine Regel; Jeder, den wir glücklich nennen, oder in dieſer Beziehung beurtheilen, muß von ſeinem Standpunkt aus betrachtet werden; die gefährlichſte Gewohnheit der Menſchen iſt: „man" ſtatt „ich" zu ſagen."

„Deswegen," erwiederte der Profeſſor, „läßt ſich aber doch ein allgemeiner Begriff des Glücks aufſtellen, der die Einzelfälle unter ſich begreift. Wie durch den Durchgang durch ein converes Glas die zerſtreuten ſieben prismatiſchen Farben wieder in einem Lichtfocus geſammelt werden, der, farblos an ſich, doch ideell die bunte Farbenwelt in ſich trägt, ſo auch die Abſtraktion der Begriffe —"

„Und da, wo die Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein,"

repitirte der Hofrath; „ich lasse mich nicht auf Begriffe und Wortklaubereien ein; man glaubt sehr leicht, den Faden der Ariadne in der Hand zu haben, und zieht doch nur — Sie entschuldigen den Ausdruck — an einem Narrenseil. Ich frage einfach: gibt es einen ganz glücklichen und gibt es einen ganz unglücklichen Menschen? Meine Ansicht ist: Niemand auf der Welt ist ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, so müßte er sich unaufhörlich des Zwiespaltes zwischen seiner Natur und seinem Geschick bewußt sein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtsein seiner Natur abhanden kommen, das Geschick wird durch die lange Herrschaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur setzen. Gewohnheit ist die zweite Natur, sagt schon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwiespalt ist dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam spuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und frische Natur wird ihn bald zurückbannen; nur

schwachköpfige, mit sich selbst kokettirende Sentimentalität beschwört aus Wollust den abgeschiedenen Geist der früheren Natur, um sich ein schauerliches Frösteln zu machen und vor einem falschen Spiegel sich selber zu bemitleiden."

Erlauben Sie," sagte Edmund, und seine Faust ballte sich unbemerkt, „Gewohnheit ist die zweite Natur! ja wohl; aber dieser Wechselbalg der Natur ist gerade das höchste Unglück; verwandeln Sie durch die Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion schwebt, in einen Frosch, der im Sumpfe quakt, so ist der Frosch allerdings nicht unglücklich, er ist in seinem Elemente; aber die ermordete Adlernatur das ist das höchste Unglück; ein Mann, ein Mädchen," fügte Edmund rücksichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines schönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief zernichten und Leibeigene des Geschickes wer-

den, ſind im höchſten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchſte Muth der Wahrheit iſt's, ſich ohne Furcht und Grauſen zu ſagen: du biſt unglücklich; Das, wozu dich Gott und die Natur beſtimmt, iſt dir nicht geworden. Mir erſcheint es als die lächerlichſte Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich ſcheinen zu wollen, wenn man's nicht iſt. Hätten die Menſchen den Muth, ſich die eſſenen Wundenmaale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin ſaß während dieſer ganzen Rede in ſichtbarer, peinlicher Unruhe da; ſie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber ſie verlor die pädagogiſche Rückſicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmund's dünkten ihr ein Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja ſogar gegen alle gute Sitte; in ihren Mienen las man Verlegenheit und Zorn; die Majorin blickte ſie ſchadenfroh an; ſie hatte ſchon oft

genug erfolglos gegen die Zuziehung dieses stürmischen Sausebraus in ihre vertrauten Zirkel protestirt, sie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter diese Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die schon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erst jetzt zu dem Worte kam:

„Wir selbst aber kennen am allerwenigsten unsere Natur und was ihr frommt und gut ist; Das erkennen am besten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einsicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe stehen; Diese müssen also unserer Natur ihr Schicksal und ihre Bestimmung geben. — Freilich ist es gar süß, sich aus Romanen eine sublime Natur zusammen zu stoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. „Niemand in der Welt," setzte sie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf sich von Jugend auf

ſelber ſeine Beſtimmung geben; die meiſten Menſchen wären höchſt unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was ſie in ihren überſchwänglichen Jahren für das höchſte Glück hielten."

„Es iſt eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte ſeiner Gattin mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „daß ein Laſtträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Laſt auf den Rücken legt, als wenn er ſie ſelbſt aufhebt; ſo geht's auch mit dem Schickſal."

Eine Pauſe entſtand, das Antlitz Edmund's war plötzlich verändert, die eingetretene Pauſe gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als ſie eigentlich hatte. Der Major hatte indeſſen — wie das in geſellſchaftlichen Debatten oft zu gehen pflegt — den Zwiſchenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinne, er ſagte daher zu dieſem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menschen gibt, so glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Mensch ein Unding, er wäre wie chinesische Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Gestalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht."

„Und," sagte der Professor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht ist, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe sich als ein Kreis bestimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine gradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten ist, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Zentrum gleichweit entfernt sind; so als Kreis wird er aber nie zum Bewußtsein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtsein." —

Alles lachte.

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," fuhr der Professor, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtsein; im eckigen Zusammenstoße mit Andern findet man seine Endschaft, und aus dieser sich selber; wie man demnach vollkommen glücklich sein und dennoch wissen kann, daß man es ist, Das ist die mathematische Quadratur des Kreises, die nie gelöst werden wird."

Der Professor merkte an einem leisen Zischeln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er sich etwas in die „Zigeunersprache" der Schulphilosophie verloren hatte; er fand daher schnell einen günstigen Ausweg in der anekdotischen Auffassung und bemerkte weiter: „Ich finde daher Ihr Bild, Herr Major, ganz entsprechend: nur durch die Nacht finden wir, daß es Tag ist, und nur aus dem Schatten hebt sich das Licht; ich möchte daher die Allegorie vom Peter Schlemiehl so deuten, daß dieser deshalb so unglücklich ist, weil er sei-

nen Schatten, den Reflex, die Reflexion, das Bewußtsein, verloren hat."

Die Gesellschaft erfreute sich an dieser burlesken Wendung und vergaß das Verbergehende gern; Edmund hatte nach der an ihn gerichteten Apostrophe alle Fassung verloren, er schalt sich innerlich über seinen Ungestüm, er nahm sich vor, weiter keinen thätigen Antheil an der Diskussion zu nehmen, sein volles Herz führte ihn stets zu weit; dann aber erschien es ihm wieder als kindisch, sich verblüffen, es däuchte ihn unmännlich, eine Verstimmung in sich aufkommen zu lassen; er ermannte sich daher, sein Antlitz erheiterte sich, als die Hofräthin sagte:

„Ich möchte fragen: Können die meisten Menschen nicht besser Unglück ertragen als Glück genießen?"

„Allerdings," erwiederte Edmund, „und Dieß kommt hauptsächlich von der resignativen Richtung der Religion her; es ist Das kein Vorwurf, sondern nur eine Consequenz für die

Religion, sie wendet sich vornehmlich an die heilsbedürftige, leidende Menschheit, lehrt sie Uebel und Ungemach ertragen und ausgleichen; das Weltendmachen der eigentlichen positiven Lebenskraft fließt dann hauptsächlich aus dem Charakter, aus der selbstständig gebildeten Selbsterkenntniß und Welterkenntniß; aber die wenigsten Menschen haben einen positiven Charakter. In unseren verkrüppelten Zuständen ist uns das Wesen und die Darstellung eines schönen, vollen Menschendaseins abhanden gekommen, wir sind froh, wenn wir die eine Hand verloren, daß uns nicht auch die andere genommen werden, unser Glück, unsere Freude ist aus einzelnen Concessionen zusammengeflickt."

„Ja, was nennen Sie denn Glück?"

„Glück ist, sich seines Daseins zu freuen; es liegt in diesem trivialen Satze ein höherer Sinn, als man beim ersten Anscheine glaubt; freuen kann ich mich, wie schon die Sprache sagt, nur über oder mit etwas; ich muß mir

Das, worüber oder womit ich mich freue, gegenüber gestellt haben, es darf nicht blos als stille Naturkraft in mir stehen, es muß meinem Wissen zum Gegenstande, zum Gegenüberstehenden geworden sein, es muß Bewußtsein werden. Das Thier ist nicht glücklich, weil es nur ist, nicht bewußt ist, sich nicht selber Gegenstand seines Denkens durch die Sprache wird; so stellt sich die Stufenleiter des Menschenglückes je nach dem Grade des Bewußtseins. Die Daseinsfreude, das in Lust gehobene Wissen von seinem Dasein ist die Wurzel und die Krone des Glücks; darum ist der liebende und dichtende Geist der glücklichste, weil sich hier ein neues, lebendiges Dasein uns gegenüberstellt, das mit freudigem Bewußtsein aus uns ausgeht und in uns aufgeht. Liebe ist innige Freude an dem Dasein eines Andern, das unser Dasein geworden; die Daseinsfreude —"

„Sie streifen nahe an der Wahrheit vorbei," unterbrach ihn der Professor, der wohl

bemerkt hatte, wie unangenehm das scheinbare Abschweifen der Rede Edmund's aufgenommen wurde, der in seinem übervollen Herzen Allgemeines aussprach, was doch wieder in specieller Beziehung an eine bestimmte Person der Gesellschaft adressirt war; der kluge Professor wand Edmund allen Vortheil aus der Hand, indem er fortfuhr:

„Ich knüpfe, wie Sie, an einen allbekannten Satz an, nämlich: Jeder ist seines Glückes Schmied."

„Schicksals, sagt man gewöhnlich," berichtigte der Hofrath.

„Schicksal oder Glück, das ist hier gleichbedeutend; Jeder ist der Schmied seines Glückes, aber das Eisen schafft er sich nicht, das wird ihm von Gott, von der Natur gegeben, wir müssen es daher nach unserm besten Wissen biegen und drehen. Die Naturgaben, innere und äußerliche, auferlegen uns eine Nothwendigkeit, die wir nicht aufheben, über

die wir uns aber durch Bewußtsein und Erkenntniß erheben können, indem wir ihr aus Selbstbestimmung genügen; nicht, indem wir die Gesetze des Alls und unserer eigenen Natur aufheben, sondern indem wir sie erfüllen, sind wir frei; denn die Naturnothwendigkeit und Ordnung ist die wesenhafte Form der Freiheit. In der Erkenntniß also, mit der wir in unseren einzelnen Schicksalen das Vorübergehende wie die nothwendigen und unabänderlichen Gesetze herausfinden und sie erfüllen, in der Erkenntniß allein liegt alles Glück; daher kommt es, daß man mit Glück meist blos etwas Relatives bezeichnet, denn es kömmt auf unsere Anschauung an, ob wir das Gegebene unserer empfangenden Natur entsprechend glauben; also das Absehen von der äußerlichen Sache und die Rücksicht auf unsere Natur ist das Bestimmende hiebei; die Grundlage des Glückes liegt also in uns, in der Erkenntniß und Bestimmung unserer Natur; wer aber das Glück blos im Aeußerli

chen ſucht, der hat es nicht, wenn er es findet. Deßhalb habe ich auch behauptet, daß jeder Menſch mehr oder minder Philoſoph, und demzufolge mehr oder minder glücklich iſt; der wahre Philoſoph aber, deſſen Anſchauung keine relative, ſondern die reine, allgemeine ſein muß, der wahre Philoſoph muß zu der Erkenntniß aufſteigen, daß unſere Beurtheilungen der Verhältniſſe meiſt auf falſchen Vorausſetzungen beruhen; jedes Ding trägt den Maaßſtab ſeiner Erkenntniß und ſeines Daſeins nur in ſich; wir aber beurtheilen die Dinge gewöhnlich, um uns das Urtheil zu erleichtern, nach Gemeinbegriffen und allgemeinen Maaßſtäben. So z. B. nennen wir einen Buckligen, einen Einäugigen unglücklich, warum? weil wir nach unſerm allgemeinen Gattungsbegriff des Menſchen ſagen: jener hat etwas zu viel und dieſer etwas zu wenig, aber dieſer Gattungsbegriff iſt blos ein von uns willkührlich gemachter, um die Dinge ſchneller und beſſer überſehen zu können. Jedes Ding will und

muß aber nur nach ſich beurtheilt werden; der Bucklige, der Einäugige ſind vollkommene Geſchöpfe, und es iſt Unrecht von uns und von ihnen, ſie als Unvollkommene oder, was gleichviel iſt, als von Natur Unglückliche zu betrachten. Jedes Ding hat nur ſo viel Recht, als es Kraft hat, darüber hinaus wollen, iſt Unrecht, oder, was daſſelbe iſt: Unverſtand —"

„Das iſt eine traurige, iſolirende und freiheittödtende Anſicht," ſagte Edmund.

„Keineswegs," ſagte der Profeſſor, „aber hören Sie weiter: der Philoſoph erkennt ferner, daß die Benennung Glück nur aus der egoiſtiſchen Weltanſchauung fließt, wonach wir Alles um uns her als Mittel für uns ſelber, die wir Zweck ſein ſollen, anſehen; ſtellt ſich uns dann Vieles als Mittel dar und macht uns zum Zweck, ſo nennen wir uns glücklich; aber Alles in der Welt iſt Zweck für ſich, die Welt in ihrer Allberechtigung nach Raum und Zeit ſteht vor dem Philoſophen, er erkennt in dem

Momentanen und Endlichen das Ewige und Allgemeine, und diese Erkenntniß ist das höchste Glück; ich erinnere mich jetzt nicht genau eines Spruches von Jakob Böhme, der ungefähr besagt:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Ist befreit von allem Leid."

Religion und Philosophie treffen hier auf verschiedenen Wegen in ihrem Ziele zusammen, beide erheischen ein Erheben aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit; wäre die bloße Daseinsfreude das höchste Glück, so wäre der Tod ohne sichere, bewußte persönliche Fortdauer das höchste Unglück; wer aber in seinem Leben seine Auferstehung gefeiert, sei es nun in der Erkenntniß oder im Gemüthe, wer sich einmal gestorben geschaut und sich wiedergefunden und festhält, der ist glücklich, alle Einzelheiten des Lebens durchdringt er —"

„Machen Sie uns aber nicht selig, statt glücklich?" fragte der Hofrath lächelnd.

„Sei es, bitte, ich bin sogleich zu Ende, ich komme zu dem Resultate, daß wer sich zum Selbstbewußtsein erhoben, in jeder Lage glücklich sein kann; denn das Glück beruht in der freien und doch wieder harmonisch gebundenen Entfaltung unserer Kräfte, in der Vereinbarung unserer endlichen Natur, d. h. unseres Geschicks, mit unserer unendlichen Natur, unserm Wesen; so steigen wir dann annähernd zum Gipfelpunkt menschlichen Daseins auf; Glück ist die bewußte Uebereinstimmung unseres innern und äußern Berufs."

„Diese Definition scheint erschöpfend, und ich glaube, die Sache ist hiemit erledigt," sagte der Hofrath wieder.

Edmund nickte bejahend, ohne zu antworten, aber die Majorin hatte sich getäuscht.

„Herr Professor," fragte die Hofräthin, „wen halten Sie für den glücklichsten Menschen in der Geschichte?"

„Das iſt eine ſchwierige, vielleicht unlösbare Frage.“

„Erlauben Sie,“ ſagte Edmund, „daß ich Ihnen die Geſchichte des Mannes in's Gedächtniß zurückrufe, den ich für den unbedingt glücklichſten halte.“

Eine Sekunde antwortete Niemand; das Wort „unbedingt,“ das Edmund in dieſer Verbindung gebraucht hatte, berührte Alle unangenehm, denn leider konnte ſich Edmund noch nicht daran gewöhnen, die tiefſten Ueberzeugungen ſeiner Seele in diplomatiſche Schwebeworte und die ordnungsmäßige Beſcheidenheitslivree zu kleiden.

„Ach bitte, erzählen Sie,“ ſagte Meta; Edmund wäre gerne dem Wunſche ausgewichen, aber er konnte nicht mehr, er hatte ſchon ein Portefeuille aus der Taſche gezogen, und nach eigenthümlicher Gewohnheit ſchlug er ein weißes Blatt auf, heftete einen Blick darauf und erzählte ſo leſend:

„Es war am Charfreitage des Jahres 1483, die Luft war von heiligen Klängen erfüllt, auf denen die frommen Gedanken der Menschen zum Himmel aufstiegen, der sich in ewiger Klarheit über Italien wölbt; da ward dem Maler Giovanni ein Sohn geboren, den die Natur zu ihrem schönsten Abbilde und Prophezeien gestempelt. Dem höchsten bildenden Genius ward von der Gottheit ein Mann zum Vater gegeben, geschaffen, ihn zu wecken und seine Hoheit zu erkennen. Ohne langes Zaudern und Zagen, ohne all den Zwiespalt einer mit sich uneinigen, umhertastenden Natur ward ihm frühe seine Bestimmung. Im Wettkampfe mit den höchsten Meistern seiner Zeit zur höchsten Entfaltung getrieben, von kunstsinnigen Großen getragen, belebte er die todten Mauern der Kirchen und Paläste, die sich stumm aus der Erde emporhoben. Was das klassische Alterthum Hohes und Herrliches, was die evangelischen Traditionen Heiliges und Gewaltiges, was das Leben Schönes, Kraft-

volles und Glänzendes, Alles, was Himmel und Erde Schönes und Hohes in sich schließt, Alles erstand in unerreichter Fülle aus seiner Hand. So lebte er, selber eine göttliche Gestalt, die unsterblichen Gestalten wiederum in's Dasein rufend. Alle Reize der Schönheit hatte die Natur einem Mädchen verliehen, und hieß es ihn liebend in die Arme schließen. Ruhm, Ehre, Liebe, die beseligendste Vollkraft, die Gebilde des Genius in ihrer ganzen Fülle festzuhalten, Alles hob ihn auf den Gipfel menschlichen Daseins. Da faßte er nochmals alle seine Kraft zusammen, er stieg hinan zum erhabensten Urquell des Lichts, was die Menschheit Hohes, Reines, Göttliches empfunden und in ihrem Ideale gefunden, er ließ es wieder lebendig werden, er malte die Verklärung Christi. Hier stand er hoch oben über den Welten, Aug' in Auge schauend den Verklärten, da — löste der Genius in raschem Zuge seine Seele. — Es war wiederum am Charfreitage, im Jahre 1520, heilige Ge-

danken wiegten ſich auf den Glockentönen, und die Seele des von Gott geliebten Mannes ſtieg mit ihnen auf zum Himmel: der Verklärung Chriſti gegenüber war die ſchöne Leiche des glücklichſten der Menſchen ausgeſtellt, Sie kennen ihn, er heißt —"

„Raphael," ſprachen mehre zitternd bewegte Stimmen, nur der Profeſſor und der Hofrath raunten ſich einander etwas in's Ohr und lächelten mit unverhohlenem Sarkasmus.

„Wenn ich die Profangeſchichte überſehe," ſagte Erſterer, „ſo finde ich in Sokrates einen der glücklichſten Menſchen; als Patriot glücklich im Kriege," fuhr er zum Major gewendet fort, „im lebendigen Wort ſeine Schüler um ſich verſammelnd, ein offenes Auge für alles Schöne —"

„Und die liebenswürdige Xantippe?"

„Hier haben Sie eben ein concretes Beiſpiel, wie nur der philoſophiſche Gleichmuth

das wahre Glück begründet, Sokrates war nicht unglücklich mit seinem bösen Weibe."

„Nicht unglücklich ist aber noch nicht glücklich," warf Edmund ein; „positives Glück ist etwas ganz Anderes, und warum wählen Sie nicht Diogenes?"

„Weil er von der Welt nichts hatte, als nur eben sich selber."

„Und der gräßliche Tod des Sokrates?" fragte Antonie.

„Wenn es ein Glück ist," erwiederte der Professor," für eine hohe Idee zu leben, so muß es auch ein Glück sein, für dieselbe zu sterben."

„Ich halte Franklin für einen der glücklichsten Menschen," sagte der Hofrath.

„Er hatte ja eine so trübe Jugend?"

„War aber stets gesunden Humors, frisch und frei; Großes erlangte und bewirkte er,

er brachte faſt Alles, was er wollte, zu ſeinem Ziele, und rein durch ſich."

„Halten Sie nicht Göthe für einen der glücklichſten Menſchen?" fragte die Majorin den Profeſſor.

„Oder auch ſeine Mutter, die reſolute Frau Rath?" bemerkte die Hofräthin.

Noch ehe man auf dieſe raſch auf einander folgenden Fragen eingehen konnte, ward die Geſellſchaft durch ein anderes Ereigniß angezogen. In einem großen, ſchwarzen Fauteuil ſaß ein alter Mann, mit breitem Geſichte, auf ſeinen weißen Locken ſaß ein ſchwarzes Sammtkäppchen; er hatte an der ganzen Diskuſſion keinen unmittelbaren Antheil genommen, auch kein Laut gab ſeine Anweſenheit kund, die Geſellſchaft ſchien Dies gewohnt und ließ ihn nach ſeiner Weiſe gewähren. Jetzt ſtand der Alte plötzlich auf, und in heftigen, aber feſten Schritten das Zimmer auf und ab wandelnd rezitirte er in deklamatoriſchem Geſange das nicht bekannte Lied:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir vom Präcepter entlaſſen,
Uns fröhlich dann durften umfaſſen,
Zu jeglichem Schwanke bereit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir noch den jüngeren Mädchen
Beim Stricken zerriſſen die Fädchen,
Bei alteren ſchon thaten geſcheut —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir müde des Tändelns und Scherzens
Dann folgten dem Drange des Herzens,
Der Einzigen ganz nur geweiht;
Das war eine glückliche Zeit.

Ermund ſah auf Antonie; auch ihr Auge weilte auf ihm; ihre Blicke küßten ſich, ſie

ſchauten dann furchtſam zur Erde; der Alte aber fuhr fort:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als es klang in den lauſchenden Ohren,
Ein Sohn, o Vater, iſt dir geboren!
O komm — daß die Mutter ſich freut!
Das war eine glückliche Zeit.

Vorbei iſt die glückliche Zeit —
Und Alles, was uns hat erfreut —
Doch iſt uns vom Schickſal gegeben
Erinnerung, ſie hält uns am Leben,
Und ſomit genießen wir heut'
Noch einmal die glückliche Zeit."

Und wenn einſt die glückliche Zeit
Nicht mehr in Erinnrung uns bleibt,
Dann nahe Freund Hain mit Erbarmen,
Er nahe ſich leiſe uns Armen,
Er löſch' unſer Leben und Leid,
Denn droben iſt glückliche Zeit!"

Der Alte hatte geendet, er ſetzte ſich wiederum ſtill in ſeinen Fauteuil und drückte ſich mit der Hand die Augen zu; ſo mußten die alten Barden geſungen haben, ſo kühn und frei aus ganzer Seele; er hatte den muſikaliſchen Rhythmus oft verändert, ſeine Stimme ragte oft hinaus über die Geſangestöne und breitete ſich in lebendigem Schmerzes- und Jubelſchrei aus.

„Das iſt ein herrliches Lied," ſagte die Hofrathin, „es gleicht der Himmelsleiter, die auf dem Boden ruht und in den tiefſten Himmel hineinragt, Engel ſteigen auf und nieder."

„Es iſt ſo ſchön," ſagte Edmund, „daß hier nur die Hochpunkte, ich möchte ſagen die Hochzeiten des Lebens hervorgehoben ſind, man glaubt, es wären hier Sprünge gemacht, und doch iſt es nicht ſo."

Nur die Majorin konnte auch hier ein Mißbehagen nicht verbergen, denn ſie fand es unſchicklich, wie hier einzelne Lebensmomente hervorgehoben waren.

Die Gesellschaft entfernte sich bald, der Alte ging mit den Weggehenden, und obgleich er noch eine Strecke gleichen Weg mit ihnen hatte, sagte er ihnen doch schon vor dem Hause „gute Nacht" und ging allein.

Als die Majorin mit ihrem Gatten und ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer war, machte sie ihrem Aerger Luft.

„Die eingebildete Hofräthin" sagte sie, „mit ihrer Geistreichthuerei wird täglich unausstehlicher; da läßt sie den ganzen Abend das Gespräch nicht von der Stelle kommen; ist das erhört? Der junge Advokat ist ein eingebildeter Mensch, ohne alle Erziehung, ich hab' mich schon lange dagegen gewehrt, ihn in unsere freundschaftlichen Zirkel zu ziehen, und ich führ' es jetzt gewiß aus. Wie hast du dich amüsirt, Rosette?"

„Das Lied war recht schön," sagte diese.

„Ich weiß nicht," sagte der Major, „ich kann mich auch nicht in die neue Mode der jungen Leute, wie der Advokat ist, finden, die

auch bei ihren Gefühlsverhandlungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführen; spricht doch der Mann vom menschlichen Herzen und seinem tiefsten Inhalt, als ob von einer Flasche die Rede wäre; Dinge, die man sonst kaum seiner Geliebten zu sagen wagte, spricht er mit einer unerhörten Allgemeinheit und Freiheit aus."

Wäre Edmund bei diesem Vorwurf zugegen gewesen, so hätte er in der Erwiderung eine Grundlage seines Wesens und seines Charakters geoffenbart; denn er ging von der Ueberzeugung aus, daß durch das unumwundene Aussprechen unserer innerlichsten Ansichten in den persönlichsten Beziehungen der Zwiespalt und der still verborgene Stachel in ihnen gelöst würde; nur die Heimlichkeit unseres Gefühllebens, sagte er oft, steigert dieses so hoch, daß wir es für den Hort unseres Daseins ansehen, und die morgenfrische That darüber verträumen, und, setzte er hinzu, lobt und preist man nicht den lyrischen Dich-

ter, der seine ureigensten Gefühle und Geistesbewegungen in der persönlichsten Weise der ganzen Welt offenbart? sollte es nicht ebenso gestattet sein, in größeren Kreisen sein Fühlen in Worten heraustreten zu lassen? Die Druckerei hat die Menschen einander entfremdet, wir müssen wieder zusammenrücken, uns als ganze Menschen geben, und ganze dafür empfangen. —

Erst nach langem Widerstande, nach vielen Täuschungen und Mißdeutungen lernte Edmund sich der Erfahrung fügen, daß die Welt nicht unser ganzes Sein in sich aufnimmt, sondern daß sie nur einzelne Thatsachen aufgreift — —

Eilen wir indeß, um die Heimgehenden noch zu begleiten. Der Professor hatte die Hofräthin am Arm und ging voraus, sie sprachen über die Schicksale des Alten, der das Lied gesungen; der Hofrath, der seine

älteſte Tochter Meta führte, und Antonie am Arme Edmund's gingen neben einander. Schweigend gingen ſie dahin, der Schnee knarrte unter ihren Füßen, die Sterne glitzerten hell, Niemand ſprach ein Wort; Edmund drückte den Arm Antonien's feſter an ſeine Bruſt, er wagte es endlich, ihre Hand zu faſſen, ſein warmer Druck wurde zitternd erwidert; Edmund ärgerte ſich über den ledernen Handſchuh, der die Berührung ihrer Hand hinderte, er faßte den Handſchuh leiſe an den Fingerſpitzen und ſuchte ihn herabzuziehen; Antonie widerſtrebte zagend und tief Athem holend, er aber zog immer weiter und endlich faßten ſich ihre Hände warm und innig; es lag eine ſymboliſch-myſtiſche Kraft in dieſem innigen, reinen und ſtillen Faſſen; nach und nach verlor ſich das Zittern in der Hand Antoniens, und Edmund berührte ſie mit ſeinen Lippen.

Man näherte ſich dem Hauſe des Hofraths; „ſchlaf wohl," flüſterte Edmund leiſe,

„schlaf wohl," antwortete Antonie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gute Nacht, Frau Hofräthin, Fräulein Meta, Fräulein Antonie, gute Nacht," so hieß es nun; Antonie stand auf der Thürschwelle und blickte Edmund nochmals an, ihr Antlitz strahlte in der dunkeln Nacht, die Thüre öffnete und schloß sich.

Der Professor zog sein Cigarrenetui aus der Tasche, steckte sich eine Cigarre an, indem er auch Edmund eine solche anbot. Dieser dankte und bog sogleich in eine Seitengasse ein. Unauslöschliche Flammen brannten in den Adern Edmund's, er lief noch lange in den menschenleeren Straßen umher, bald stand er plötzlich stille wie eingewurzelt da, bald sprang er wieder wie ein junges Reh dahin, endlich aber schlich er sich still nach Hause, legte sich zu Bette, ohne ein Licht anzuzünden, er wollte nichts sehen von der Außenwelt; er blickte in sich, und auf die Frage:

wer iſt glücklich? antwortete er mit einem ſeligen: Ich!

Unterdeſſen war Antonie längſt in ihr Zimmer zurückgekehrt, ſie ſtellte ſich vor den Spiegel, ein freudeglühendes Antlitz ſchaute ſie daraus an, dann fiel ſie ihrer ältern Schweſter um den Hals und rief wonneſelig: „Meta, ich bin unendlich glücklich,“ weiter konnte ſie nichts ſagen, ſie weinte.

Die Hofrätbin aber, den Gedanken ihres Mannes zuvorkommend, ſagte im ſtillen Kämmerlein: „Ich muß dafür ſorgen, daß der junge Advokat nicht in ein zu nahes Verhältniß zu unſerer Antonie tritt.“

Die ungünſtigen Verhältniſſe Edmund's und die glänzenden anderer Bewerber wurden nun weiter auseinandergeſetzt. — —

Es war einige Tage ſpäter, der Morgen begann zu grauen, Edmund lag wachend im Bette; er dachte darüber nach, daß er die

Advokatur aufgeben und in die Staatscarriere eintreten wolle. „Ich bin dieses Opfer meiner Freiheit," sagte er zu sich, „Antonie schuldig; ist Dieß aber nicht ein Abfall von meinen besten und innigsten Ueberzeugungen? ... Nein. Alles wird schlimmer, wenn sich die Bessern davon zurückziehen ... die Ungerechtigkeit, die Willkürherrschaft —"

Ohne daß angeklopft worden war, trat plötzlich ein Gendarme in das unverschlossene Schlafzimmer Edmund's und stand vor seinem Bette.

„Was gibt's?"

„Stehen Sie auf, Sie müssen mit uns," erwiderte der Gendarme und zeigte Edmund einen Verhaftsbefehl; dieser überflog ihn schnell, und nach der Thüre blickend, gewahrte er dort noch einen zweiten Gendarmen.

Edmund stand rasch auf und kleidete sich ruhig an; er verlangte nach einem Wagen.

„Steht schon unten," sagte der Gendarme. Edmund rief seine Hausleute herbei, zeigte

ihnen an, daß er verhaftet werde, und daß man Dieß seinen Freund, den Arzt Hermann Müller, wissen lassen solle; sodann setzte er sich, von den beiden Gendarmen begleitet, ruhig in den Wagen, der mit ihm fortrollte vor die Stadt hinaus nach der Landstraße, die nach der Festung, dem Staatsgefängnisse, führte. Es war ein trüber, nebliger Morgen; Edmund saß dumpf und in sich gekehrt neben dem Gendarmen, der behaglich eine Pfeife schmauchte; erst als man kaum hörbar über die Hängebrücke fuhr und als gleich darauf in den Kasematten das Rasseln des Wagens lärmend wiederdröhnte, erwachte Edmund aus seinem stillen Brüten und athmete tief. Man stieg aus, Edmund wurde in das Zimmer des Inspektors geführt, dieser durchsuchte ihn, nahm ihm das Portefeuille und das Messer, das er bei sich hatte; Edmund zuckte zusammen, als der Inspektor einen Damenhandschuh aus seiner Busentasche zog und ihn schlau anlächelte; schnell aber faßte sich Edmund wie

ker, und ihm den Handschuh entreißend, sagte er:

„Herr Inspektor, Das geht Sie nichts an."

„Nu, nu, nicht so wild," lächelte Tieser und strich sich seinen grauen Schnurrbart. Ermund verlangte nach dem Richter. „Wird schon kommen," sagte der Inspektor, „jetzt kommen Sie mit mir," er führte Ermund in sein Zimmer und sagte wieder: „gedulden Sie sich, es hat Alles ein End'," und somit schloß er die Thüre hinter sich. — —

Ermund war angeschuldigt, der Verfasser oder Mitherausgeber der in der Schweiz erschienenen Schrift: „***sche Mißstände" zu sein.

Ermund antwortete auf alle an ihn gerichtete Fragen, daß er keiner Spezialkommission, sondern nur seinem rechtmäßigen Richter, dem er entzogen war, Rede und Antwort stehe; auch verlangte er, daß eine von ihm verfaßte Beschwerdeschrift den nächstkem einzu-

berufenden Landesrepräsentanten vorgelegt werde. Unabänderlich blieb Edmund bei seiner Weigerung, und seine Haft zog sich immer mehr in die Länge. Monate vergingen, Edmund lebte sich in die Wissenschaft, in die Betrachtung des Staaten- und Menschengeschicks ein; vor der in einer Gitterlaterne verschlossenen Lampe offenbarte sich ihm immer mehr das Licht der ewigen Freiheit, wie es unauslöschlich durch alle Zeiten hindurchdringt; und so sich in den Gang der Zeiten und seine ewigen Gesetze versenkend, vergaß er sein eigenes Schicksal und harrte geduldig des Endes. Der Frühling trieb seine ersten Keime aus der verjüngten Erde, auch in Edmunds Brust regte sich ein unruhevolles Drangen und Treiben, er fühlte schwer seine Abgeschiedenheit und mit tausend Sehnsuchtstrieben strebte er hinaus nach dem sonnigen, freien, frischen Leben; oft hatte er Antonienus und ihres Schmerzes gedacht, aber in dem Gedanken an sie klärte sich seine Seele stets wieder auf, er war sich im

tiefsten Herzen bewußt, daß ihre Seele bei ihm war; er hatte sich nie nach ihr erkundigen können, denn alle seine Briefe mußten dem Untersuchungsrichter vorgelegt werden. Jetzt war es ihm stets, als ob ein namenloses Unglück ihm bevorstände, mitten in die ernstesten Studien hinein verfolgte ihn diese trübe Ahnung und umflorte all sein Denken, mit aller Macht und Freiheit seines Geistes konnte er diese dunkle Ahnung nicht bannen. —

Feierlich erklang die Thurmglocke von der Festungskirche, die Gefangenen wurden alle zur Kirche gebracht, ein Gebet für das Seelenheil des heute verstorbenen Fürsten wurde verrichtet; Edmund lächelte in sich hinein über seine trübe Ahnung, aber trotz dieses siegreichen Lächelns war der dunkle Gedanke noch nicht so in ihm verschwunden, wie er sich gerne bereden mochte.

Wenige Tage darauf kam der Inspektor zu Edmund und kündete ihm laut der Amnestie des jungen Fürsten die Freiheit an.

Edmund verließ still und gedankenreich die offenen Thore der Festung, draußen warf er sich nieder auf die freie Erde, seine Lippen sprachen kein Wort, seine ganze Seele war Ein heiliger Gedanke; die Mitbefreiten riefen ihm zu, er lag noch eine Weile still und scheute sich nicht, so vor den Augen Vieler sein Innerstes kund zu geben; endlich richtete er sich auf und wandelte mit den Jubelnden und Lachenden dem nahen Dorfe zu. Edmund nahm sich vor, still und ernst wieder in das Leben zu treten; es war ihm nicht vergönnt; hüteschwenkend und hochrufend jubelten ihm seine Freunde zu, die ihm aus der Stadt entgegengekommen waren. Nach herzlichen Umarmungen mußte er mit ihnen in das Wirthshaus, alle Mitbefreiten und ihre Freunde gingen mit, es war eine schöne Stunde, da die Lust und die Freude die Herzen Aller geöffnet hatte.

Edmund nahm, sobald er konnte, seinen Freund Hermann bei Seite: „Wie steht's

im Hause des Hofraths Romann?" fragte er?

„Meta ist die Braut des Professor Hailer; du weißt ja, wie's geht, große Männer haben immer gern bloß gutmüthige Frauen, damit sie sich in einem Vergrößerungsspiegel sehen können."

„Und Antonie?"

„Soll die Braut des verwittweten Regierungsraths Meißner werden; sie ist aber, wie ich höre, gefährlich krank."

Ermund faßte krampfhaft die Hand seines Freundes und zog ihn aus dem Zimmer; sie ließen schnell anspannen und fuhren wie im Fluge, für Ermund aber viel zu langsam, nach der Stadt zurück. Es war längst Nacht geworden, als sie sich der Stadt näherten; hell leuchtete sie von ferne, sie fuhren durch die illuminirten Straßen, Ermund drückte die Augen zu, er konnte das viele Licht nicht ertragen. In der wogenden Menschenmasse mußten sie langsam fahren; Ermund sprang aus dem

Wagen und eilte nach dem Hause des Hofraths. Hier stand er plötzlich eine Weile still, seine Brust klopfte laut, seine Adern drohten zu springen, schnell aber raffte er sich wieder zusammen und eilte die Treppe hinauf; er trat in das Wohnzimmer: die Eltern und Verwandten blickten ihn verwundert und kummervoll an, Todtenstille herrschte, man hörte nichts als das schwere Athemholen Edmund's. „Edmund! Edmund!" rief eine Stimme aus einem innern Gemache, Edmund eilte hinein, Antonie streckte ihm ihre Arme entgegen und richtete sich auf „Komm!" rief sie, er lag an ihrer Brust, dann kniete er vor ihrem Bette nieder, sie faßte seine Hände in die ihrigen, ihre Thränen flossen in einander.

* * *

Auf dem Romann'schen Familienbegräbnisse steht ein Kreuz, darauf die Worte: „Schlaf wohl, Antonie!"

Edmund ist als Vertreter des Vaterlands und als Rechtsfreund geliebt und geehrt von allen Freunden des Vaterlands und des Rechts; dem Gemeinwohl gilt alle seine Liebe, all sein Streben er hatte sich ihm gewidmet, da er noch ein persönliches Glück hoffen durfte, er ist ihm nur treu geblieben, sein Glück besteht nur noch in dem Wohle Anderer.

Wer ist glücklich? —

Des Waldschützen Sohn.

Ein Stück Kindesleben.

I.

Den Pfaden unsrer
Ein Jagdhaus steht
Gestern im wildrauhen Forsten
Die ganze Welt am Tag
Nur der Vogel Tölkau,
Und Nacht der Nymphe Gelüsten

Der alte Vers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen soll. Und die Geschichte selber? Mir ist's, als berichte sie eines jener alten Lieder, mit düsterer langtöniger Weise, wie man sie oft in den einsamen Thalen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch steht noch das steinerne Kreuz, wenn auch halb eingesunken, und die wilden Rosen blühen um das moosige Gestein.

Drum hört zu.

Da steht das Jägerhaus, so still und einsam, wie das Lied verkündet, im Sonnenschein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geschlos-

senen Augen, als schliefe er, nur manchmal schnarrte er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Nase tanzte; hat er sie erhascht, ist sie ungerupft und ungesotten im Augenblicke verzehrt, ist sie dem verschlingenden Rachen entflohen, so legte sich der Hund, verachtlich die Ohren schüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — so heißt der Hund — ist zu lesen, wie tief unter seiner Würde ihm eigentlich solche Fliegenjagd verkommt, aber bald sind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte; der letzte Schuß, den er vernommen, hatte seinen Herrn getroffen, und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur still trauern und er ist abgemagert, als plagte ihn ein böses Gewissen noch obendrein; in der That ist er auch nicht frei von Sünde Das wird sich Alles schon später offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod steht

auf, ſtreckt ſich, macht ein Geſicht, als wäre ihm das Leben verleidet, und geht dann langſam nach einer Hecke, bleibt ſtehen und ſieht dem kleinen Eberhard zu, der hier auf dem Boden ſitzt, kleine Lindenzweige ſchneidet und klopft.

Eberhard iſt ein Knabe von kaum neun Jahren, ſeine ganze Kleidung beſteht aus einem Hemde und vielfach geflickten leinenen Hoſen, die blonden Haare ſind unverſcheren, unter der gewölbten Stirne lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er ſich noch nicht viel Kummer gemacht, und die offene gebräunte Bruſt, daß er ſchon viel draußen frei umherſchweifte. Jetzt hat er den Mund geſpitzt und pfeift leiſe abgebrochen vor ſich hin, er pfeift den Zweigen die Töne vor, die er ihnen ſpäter entlocken will. Als der Hund ſo vor ihm ſtand, ſagte er: „Möchteſt auch gern ein Pfeifchen haben, Nimrod? O du armes Thierle! Kannſt nichts als hu hu machen, und ich kann ſingen und jodeln und

Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig iſt." Leiſer ſagte er vor ſich hin: „Wenn die Vögel auf den Bäumen ſingen, dann haben die Zweige auch Töne in ſich und man muß es nur recht berrichten, dann kommt's 'raus. Die Zweige im Walde ſind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erſt einmal ſo eine ganze Rinde vom Stamm abkriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man ſo weit hören wie die Thurmglocke! Aber . . . es müßt' eines ein gut geſchlitztes Mundſtück haben, um das Ding zwiſchen die Lippen zu nehmen . . . das möcht' ich einmal ſehen."

Eberhard lachte vor ſich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenſtamms als Pfeife ſteckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrſcheinlich nicht begreifen, wie man ſo allein, mit ſeinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freundlichkeit Eber-

hards zu erwidern, drückte der Nimrod sich an ihn, der Knabe aber sagte: „Sei jetzt ruhig, leg dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu schaffen.“ Der kleine Eberhard war etwas zu wild und hastig für das sorgfältige Geschäft; hatte er die Rinde mit dem Messerheft locker geklopft, so zersprang ihm doch eine nach der andern, weil er sie zu rasch abdrehte; auch mußte er erst noch erfahren, daß man nur aus den Mittelstücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen schnitzen kann. Das merkte er sich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren Zweig aufhob, sagte er: „Du mußt gut werden, halt nur still.“

Plötzlich hörte man aus dem Walde einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunstverständigen hervorbringen können, wenn sie den Finger gekrümmt zwischen die Zähne klemmen. Der Hund sprang auf und spitzte die Ohren, der schrille Pfiff wiederholte sich rasch noch zweimal und wie im Fluge war der

Hund davon. Eberhard sprang ihm nach, pfiff und schrie: „Nimrod! komm', da! Nimrod!" Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu sehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltsam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und besann sich, daß der Hund schon allein nach Haus kommen werde, „er ist ja ein treues Thier, aber untreu ist's doch von ihm, daß er so davon lauft," dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihm verboten allein in den Wald zu gehen und er hatte auch versprochen, das Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — bist du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, du hast ja den Nimrod heimbringen wollen, du hast das Verbot nicht übertreten, kannst nichts dafür, und jetzt bist einmal da und jetzt bleibst auch ein Weilchen und laufst dich aus nach Herzenslust.

So leicht macht man sich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt

ſelber nicht daran, und im hinterſten Grund iſt eine Stimme, die Einſprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und ſingt, daß er die Stimme ſeines Gewiſſens in der Bruſt nicht höre, und er ſteigt bald auf dieſen bald auf jenen Baum, als ob ihm ſein guter Geiſt da nicht nachklettern könnte, aber der iſt immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er ſich auf den Heimweg machen ſolle.

Er ſteigt auch ab und wie er vom Boden aufſchaut zwiſchen die durchſichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huſcht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, ſetzt ſich oben auf einen Aſt, putzt ſich und ſchaut vergnügt umher. Eberhard ſchnalzt mit den Fingern und denkt: hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als ſo ein Vogel oder ein Eichhörnchen, ich kann nicht fliegen und nicht ſo klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er ſo in den Wald verlaufen, da

ist Er Meister und wir mit unsern pratschigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders springen...

Ein Spottfink sitzt hoch oben auf der Spitze eines dürren Astes und verlacht in allen Weisen die seltsamen Gelüste Eberhards. Es sind schlimme Vögel, die Spottfinken, sie haben keinen eigenen Waldschlag und sie ahmen die Weisen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amseln, Buchfinken u. s. w., können aber keine Weise bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard ist ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verscheuchen, der läßt sich aber nicht vom Platze bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen sah, husch! fort war der Vogel und gab sein Liederbälsel von einem andern Baume preis. Eberhard fand aber noch Vögel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amselnest mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf" zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelnestern habe ich das noch immer getroffen, das hat 'was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß sie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat."

Hätte Eberhard nur besser aufgepaßt und aus den wenigen Nestern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, so hätte er wohl wissen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf sich hat, daß es einfach nicht wahr ist. Die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar ist doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amseln, denen es ihre Mutter vielleicht noch nicht gesagt hatte, wie viel Geschwister sie seien, streckten die gelben Schnäbel

nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel ſie waren, wenn ſie nur etwas zu eſſen bekämen. Eberhard zog Meſſer und ſelbſtgedrehte Schnüre, die er immer bei ſich trug, aus der Taſche, und fand richtig zu unterſt noch einige wackere Broſamen, er kaute ſie und äzte die Vögelchen damit. Ihr ganzer Dank beſtand darin, daß ſie die Köpfchen ſchüttelten, ſich niederduckten, um noch lange an dem Empfangenen hinab zu würgen; das jüngſte war ſo undankbar, gar nichts anzunehmen. Eberhard ſah, daß er das Neſt noch nicht aufheben dürfe, wenn die Jungen nicht Alle ſterben ſollten. Auch regte ſich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter ſein müſſe, wenn ſie heimkehre und alle ihre Kinder ſind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jezt dachte er auch wieder an ſeine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lange er ſchon von Hauſe weg war. Ein frommer Gedanke ſtieg

in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter laſſen und nur bisweilen herauskommen und nach ihnen ſchauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er ſollte die Vögel doch ſelber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, ſie finden und wegtragen, aber ſein guter Geiſt war ſtärker, er wollte nicht ſelber hartherzig ſein, weil es ein Anderer auch ſein könnte. „Behüt' euch Gott!" hauchte er ganz nahe in das Neſt hinein und ſtieg' hinab, unten aber ſchnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald ſollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet ſich auch der Hund.

II.

Warst du schon einmal um Mittag mutterseelenallein tief im Tannenwalde?

Wie glatt stehen die schlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenschein, würzigen Duft ausströmend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen schließen sich die kleinen Zweige des Mooses als Decke fest aneinander, sie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, sie müssen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeflechte aber schlingen sich traulich zusammen und halten sich warm. Dort steht ein einsamer Busch von Stechpalmen mit strahlenden Blättern, eine Eidechse, die sich im Moose sonnte, raschelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß sie in Frieden, die Bösen, wer weiß, wozu der Weltenherr sie schuf!

Wandle nur fort, in Träumen verloren, Hören und Sehen ist eins, du weißt nicht mehr, wer du bist und woher du kommst und

das Menſchenkind iſt worden gleich dem frommen Reh mit ſeinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Bruſt.

Plötzlich rauſcht es dir zur Seite, ein Mann ſteht vor deinen erſtaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er ſteht ſtill, die Hand in das Gewehrhalfter geſteckt und betrachtet dich mit forſchendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und ſo ſtand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angeſichtes, es war der Beſitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt von Allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiſer von Rußland.

„Wie kommſt du daher?“ fragte Gottfried.

„Zu zweit" erwiderte Eberhard auf seine Füße deutend, denn er dachte an seinen vierbeinigen Wunsch.

„Was suchst du denn?"

„Nichts, oder doch, unser Hund ist verlaufen."

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund ist ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und ist nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, so schieß ich ihn nieder."

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat so dringend um das Leben des Thieres, daß Gottfried endlich versprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und sie gingen eine Weile still neben einander, bis sie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die schönsten Tannen standen, da sagte Eberhard! „Vetter, das sind aber prächtige Bäum' da, so schön... so schön... wie die Kirch' und... noch viel schöner."

„Das ist recht, daß sie dir auch gefallen," sagte Gottfried, „sieh, die Bäume von der

Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund" dieſe ſind meine Staatsſtube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen ſtockt, und es an's Holzfällen geht, da hat man dieſe Stämme hier ſchon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich ſie anſehe, ſo denk ich: Laß ſie ſtehen, es iſt ihnen ſo wohl und es iſt ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es ſteckt ein ſchönes Kapital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das iſt doch auch etwas und es freut mich jedesmal ins Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch friſch und geſund."

„Sterben denn die Bäume auch?" fragte Eberhard.

„Allerdings" erwiderte Gottfried, „Alles auf dieſer Welt muß ſterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit ſtehen, werden ſie im Innerſten herzſpältig."

„Vetter," begann nun Eberhard wieder, „ihr könnet mir gewiß sagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt sind, man findet ja wunderselten eine Vogelleiche?"

„Da kannst du sehen," erwiderte Gottfried, wie reinlich eigentlich die ganze Natur ist, oder wie schamhaft; was verbraucht ist, geht von selber auf. Wenn so ein Vogel in sich spürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er sich meist in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Igel, die Iltisse, Füchse und dergleichen finden, oder in eine Felsenspalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameisen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt sich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis sein Herz zum letztenmal pocht und ihn die letzte Zuckung streckt, und kaum zwei Tage nach seinem Tode haben ihn die Ameisen und dergleichen verzehrt und es ist nichts mehr von ihm da als die Federn,

die im Winde verfliegen oder die jungen Vögel sie auffangen und ihre Nester mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine frische Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufstiege. Alles ist gar weise in der Welt eingerichtet. Die Vögel fressen ihr Leben lang so viel Ameiseneier, Fliegen und dergleichen und am Ende werden sie wieder von ihnen selber gefressen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau ist, wie ich sage, aber es kommt mir so vor, und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode sich scheu unsern Blicken entziehen."

Eberhard freute sich gar sehr dieser Auskunft und beklagte sich, daß seine Mutter so wenig vom Waldleben wisse, und daß er Niemanden mehr fragen könne, seitdem der Vater todt ist.

„Vetter," sagte Eberhard wieder, „wisset ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?"

„Man hat ja auch zweirädrige Karren," antwortete Gottfried.

„Ja," entgegnete Eberhard, „aber die vierrädrigen sind doch viel mehr und viel besser, die zweirädrigen, die sind just wie ein Mensch mit seinen zwei Füßen, leicht umgeworfen."

„Wenn er sich nicht im Gleichgewicht hält" schaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierrädrigen Wagen von den schnellen Thieren abgesehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil sie nicht zum Gehen da sind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; ist nicht so?"

„Ja, und die Wagen?"

„Die sind wie so ein Thier. Wenn mein Hund so springt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf ist die Deichsel und der Leib ist das Schiff und da geht's hurtig und da ist leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menschen das Wagenmachen abge

ſehen und jetzt ſpannt man einen vierfüßigen Ochſen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zuſammen. Nicht wahr?"

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen ſo gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiff und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?"

„Wie meinſt du Das?"

„Ich denke, wir Menſchen haben den Vögeln ſo ihre Namen gegeben, ſie wiſſen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie ſie ſich unter einander anrufen, wie ſie unter einander heißen; ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat, daß ſo ein Vogel den geſchlagenen Tag den ganzen Leib anſtrengt und ſingt."

„Ja, das weiß man eben nicht."

„Wir haben für ſo viele," fuhr Eberhard fort, „nur einen einzigen Namen, Schwalbe

oder Lerche oder so. Ich meine, wenn so eine Amsel fünf Kinder hat, müßte auch jedes seinen besondern Namen haben."

„Die Vögel," erwiderte Gottfried lächelnd, „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft."

„Vielleicht haben die Vögel aber doch besondere Namen unter sich und wir wissen's nur nicht?"

„Ja, wir wissen's nicht, damit ist Alles gesagt, und da läßt sich nichts mehr sagen," schloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gerne mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt gemahnte er ihn aber doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächsten.

Eberhard machte sich in tüchtigen Sprüngen davon. In dem kühlen Grund, da war's ganz anders, als droben im Walde. Der Bach wand sich mühsam durch Felsen dahin.

Eberhard hatte große Luſt, nach Krebſen zu ſuchen, aber er wollte ſich durch nichts mehr aufhalten laſſen. In dem kühlen Grunde war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und ſchauerlich; Felsblocke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber ſie lagen doch feſt, ſelbſt dort jener mooſüberwachſene gewaltige Block war im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erſt nachgewachſen ſchien, aufgehalten, ſie ſtemmte ſich ihm entgegen und ſtrebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und fuchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunkeln Aeſte mit den friſchgrünen Jahresſchoſſen hinab in das Thal.

Ein Hund ſchlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte ſich auf einen Felſen geſtellt und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erſtarb ihm auf der Zunge. Jen-

seits aus blühendem Ginster und hohem Farrenkraut ward ein Menschenantlitz sichtbar mit funkensprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachsen von dunkelm, buschigem Barte. Eberhard hielt sich still und sah, wie der Mann den Nimrod zu sich auf die Erde niederdrückte, sich dann die Brust aufriß, Haare aus der Herzgrube ausraufte, die Haare in ein Stück Brod steckte, dreimal darauf spie und das Brod dem Hunde zu fressen gab. „Jetzt lauf!" sagte er dann und der Hund sprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in seinem Blick einen zornigen Verwurf erwarten, denn er legte sich zwei Schritte von ihm nieder und winselte, als ob er Schläge erwarte und sie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald stand der borstig aussehende Mann vor ihm und sagte in erheuchelter Unwissenheit, barschen Tones: „Wer bist du?"

„Ich bin des Waldschützen Eberhard."

„Und wo ist dein Vater?"

„Todt, er iſt im Walde erſchoſſen worden.“

„Wer hat ihn erſchoſſen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßteſt du den Mann auch wieder kalt machen, ſonſt biſt du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß,“ betheuerte Eberhard.

Der berſtige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felſen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm ſo bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit ſtotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verſtanden, warum es ſich handelte und er ſprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der berſtige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und ſich zu

Füßen des Vorstigen niederlegte, der jetzt sagte: „Was heim? Mit mir gehst du."

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte sich Eberhard auf den Boden und wollte sich nicht von der Stelle regen. Der Vorstige sah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte sich daher auf gute Worte und sagte: „Ich thu dir ja nichts, da hast du meine Hand drauf, du sollst mir blos helfen ein Nest ausheben. Ich geb dir auch etwas, was willst denn haben?"

„Nichts, ich will gar nichts als heim."

„Und nach einem Eichhörnchen hast du gar kein Verlangen?"

„Freilich wohl, aber heim will ich."

Eberhard stand halb zornig, halb bittend da, seine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber sie war nicht so freundlich wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er sah wohl ein, daß ihm sein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn sie nur aus der Schlucht her-

aus wären, schon Hülfe zu finden; der Vetter Gottfried konnte nicht fern sein, oder es mußte ihnen sonst Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erschien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard so fest wie eine eiserne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal schreien, viel weniger los lassen.

III.

Die Beiden gingen die unwegsamsten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, sah sich hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Kessel voll kahl gewaschener Felsen, er sah aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte sich dem Abend zu, der weite Raum war spärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klagestimme des gebundenen Felsens, die Hummeln summten so eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geschwistern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindrossel sang zwischen den Felsen fröhlich, daß sich's auch hier noch gut leben lasse.

Eberhard mußte von Fels zu Fels ſpringen, er glitt oft aus und riß ſich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in ſeine Arme und ſprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu ſtrauchein, die Felſen ſchienen ihn feſt zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein ſchauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahinflogen und ihre langen Schatten ſich weithin breiteten. Jetzt ſchritten ſie wieder über einen ſchmalen aber langen Felſenhang hin, ſie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo iſt das Jagdgewehr deines Vaters?“

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirſches, des letzten, den mein Großvater geſchoſſen.“

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!“ ſchnaubte der Verſtige. Eberhard ſah ihn groß an, als er fort-

fuhr: „Und warum verkauft ihr das Gewehr nicht, warum gebt ihr's nicht weg?"

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter gesagt, sie soll das Gewehr nur hängen lassen, es steckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus sagt, wenn der Mörder in unsere Stube kommt, so wird das Gewehr von selber losgehen und ihn kalt machen."

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhard's, er holte tief Athem und biß sich die Lippen blutig, aber das Blut ausspeiend sagte er laut auflachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht so dumm sein und in eure Stube kommen und sich gerade unter die Mündung stellen — jetzt erschieß mich."

Der Mann kehrte sich rasch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?" fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machst du? Was reißest du mich im Nacken?"

„Ich weiß von nichts," erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht."

Da überkam Eberhard eine namenloſe Angſt und er begann in die Wildniß hinein die frommen Lieder zu ſingen, die ihn die Mutter gelehrt; ſie ſollten ihn erlöſen von dem böſen Geiſte, der ihn gefangen hielt und von der Todesangſt in ſeinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Vorſtige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er ſang, um ſo mehr löſte ſich die rauhe Hand des Fremden auf und er ſeufzte und murrte in ſich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren, der da ſang:

Und aller Engel Schaar
Mit allen Heiligen gar,
Die haben uns in ihrer Hut,
An Leib, an Seele und an Gut,
Und müſſen uns immer ſtehen bei
An unſerm Geſchäfte, wo wir ſein,
Wir geh'n, wir ſteh'n, wir reiten,
Nahen oder weiten,
Wir liegen, wir ſchlafen, wir wachen,

Wir essen, trinken, lachen.
Was wir thun, Tag oder Nacht,
So beschirme uns mit seiner Macht,
Der endelose, starke Gott,
Durch seine heil'gen zehn Gebot.

Amen!

Der Vorstige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet und vor sich niederschauend biß er die Zähne auf der Hutkrämpe über einander. Jetzt schaute er auf den Knaben, in dessen Antlitz die Abendsonne schien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben selbst war's, als wäre er der Erde entrückt und himmlische Gestalten umschwebten ihn, und er sang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wol durch den reichen Gott,
Hast mein'n Vater nicht gesehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felsens gekommen, dort stand eine schlanke Birke und Eberhard bog sie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberschreitend nach dem jenseitigen Felsen sang er:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast;
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

Der Fremde schaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unversehrt über Abgründe hinschreitet. Als aber jetzt die Birke zurückschnellte und ihm in's Gesicht schlug, da erwachte sein Grimm ob dieser großen Ruthe, er suchte und fand das Brett, das er hier in einer Felsenspalte verborgen hielt und schritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knieen und die Hände zum Himmel emporstreckend sang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
Laß dir mein' Seel' befohlen sein,

Und führ' sie an der Engel Schaar,
Wann sich endet das Leben mein!
Dann mich behüt
Vor Teufels Glüt
Und seiner Gewalt;
In den Nöthen thu mir Hülfe bald,
Beschirm mich auch vor seiner Gestalt.

„Halt's Maul," schrie jetzt der Verstige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Mensch wie du, und da hast meine Hand darauf, ich thu dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt."

„Zu was?" fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felsen, wo wir jetzt sind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirst sie schon oft von fern gesehen haben, es kommt fast nie ein Menschenfuß da herauf. Es sind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Gêierneſt, klettre dort den Felsen hinauf, du wirst's finden und heb mir's aus."

„Wozu brauchst du die Geier?"

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du sollst auch was davon haben."

„Ich will aber nichts, heb du nur das Nest selber aus. Warum thust du's nicht?"

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geschäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, hackt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Flinte verborgen gehabt', ich warte hier unten und laure, stößt er herab, so will ich ihm schon eins aufbrennen."

„Wo ist denn der Hund?" fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er ist uns nicht nachgefolgt," erwiderte der Fremde barsch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mache jetzt keine Faxen und steig hinauf, hörst du die Jungen quicken? Dorthin!"

Eberhard kletterte faſt unwillkürlich einen Felſenkegel hinan, der Vorſtige ſtand unten auf dem Anſtand.

Habt ihr ſchon je einen Raubvogel, der ſich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit ſtummer Zunge, ſie ſchwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug iſt kein eilig Flattern von einem Ruhepunkte auf der Erde zu einem andern; ſie ſind zu Hauſe in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, ſo auch der Raubvogel, der in den Höhen kreiſt.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haſchen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit ſtarker Kralle und ſcharfem Schnabel Größeres zu ſeines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzsichtigen Menschen! Sieh dort den schwarzen Punkt nah am Himmelsbogen, wie von den Blicken des Jägers gebannt, kommt er näher, mit gespannten Fittigen läßt sich's tragen von der leichten Luft, wie er sich im Kreise wiegt, sich über sich hebt und mit wenigen Ruderschlägen seiner Schwingen sich hebt und senkt und wiederum sich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Nest erreicht und so sehr er sich auch ängstigte, konnte er sich doch eines freudigen Erstaunens nicht enthalten, als er die Jungen sah; sie waren blind und steckten die fast ganz nackten Köpfe zusammen, sei es aus Furcht oder ob sie sich etwas zu sagen hatten, was kein Menschenohr hört und versteht. Nur eine Sekunde betrachtete sie Eberhard mitleidig und dachte: Es ist doch wundersam! Die Hunde und die Geier, die die besten Augen haben, werden blind geboren.

Die Jungen schienen die Anwesenheit Eberhards doch zu merken, denn sie purzelten über

einander, streckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten sich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um sie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter," schrie der Verstige und schaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard streckte die Hand nach den jungen Geiern aus, sie schienen ihn fassen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf sie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauscht es in der Luft — „Duck dich!" schallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig senkt sich auf Eberhard, er kann sich nicht mehr helfen, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieser erschossen worden.

Der Wilderer — denn so dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit seiner Flinte

handiren geſehen — der Wilderer betrachtete mit düſterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben ſtand die Sonne auf dem Berggipfel im Verſinken und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch," ſagte er, „iſt mir der Schuß gelungen! Wär's auch ſo gegangen, wenn ich's feſt gewollt hätte? Der Junge iſt wie verzaubert, wie wenn er einen überirdiſchen Schutzgeiſt hätte. Wenn er einen Schutzgeiſt hat, ſo mag er ihn auch heimbringen, ha, ha!" lachte er wild auf und es fröſtelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgeſpannten blutriefenden Federn auf und als ſich Eberhard jetzt regte, machte er ſich raſch davon und ließ ihn bei den ſterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht ſchauerten die Vögel in ihren Neſtern auf, denn ein Knabe ſchritt durch den Wald und ſang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt,
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im ersten Frühroth und die Sonne stieg mählig herauf hinter dem Berge, denn ihr Aufsteigen erscheint unserm Auge viel sachter und langsamer als ihr Untergehen. Die Eulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horsten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitschern wie im Traume, die Sonne steigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume, und es ist so still im kühlen Waldesgrund, als wandelte ein Geist durch den heiligen Raum, die Bäume schauern in sich zusammen und erzittern leise und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erschallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Liederschmettern durchschallt den Wald, der Tag ist erwacht. Die Thautropfen schimmern siebenfarbig an den Gräsern und die Käfer kriechen die Halme hinan

und lassen ihre schimmernden Decken im Sonnenschein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches frische Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt sich im leisen Windhauche um und um, grüßt die Schwestern weit und breit und sendet seinen Duft in die offene Welt.

Unter den schönen Tannen im Moose, nahe an einem blühenden Erdbeerenschlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und schlummert. Es ist Eberhard. Der Hund sitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er schnappt nicht mehr nach den Fliegen, er schüttelt sie nur stille ab, gleich als fürchte er, durch sein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne küßte dem Knaben die Wangen röther, er aber schlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht; nur Einmal seufzte er auf, legte sich auf die Seite und schlief wieder. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der

Hund sprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von sich und betrachtete eine geraume Weile den schlafenden Knaben; endlich beugte er sich zu ihm nieder und rief ihm Kukuk! in's Ohr. Eberhard erwachte, blinzelte und rieb sich verwundert die Augen; er wußte nicht, wo er war und schaute sich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen sei, antwortete er nicht mehr mit einem Scherze, sondern weinte nach seiner Mutter.

„Ich habe gestern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter gesprochen," sagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht ist, sollst du Schulmeister werden. Das Jägerleben ist deiner Familie gefährlich und du bist das einzige Kind. Willst du?"

„Ja, ja, Alles, was ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig sein, jetzt aber will ich schnell heim." Und mit dem Hunde vorauf sprang Eberhard durch den frischen Morgen. Er fürchtete sich, daß ihn

Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm selber kam Alles wie ein schwerer, düsterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er sein väterliches Haus sah, der Hund war schneller dort gewesen, als er, kam aber jetzt langsam wieder zurück. Eberhard rief von ferne seine Mutter, sie erschien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verschlossen. Gewiß war seine Mutter schon früh ausgegangen, ihn zu suchen, vielleicht war sie die ganze Nacht im Walde umher geirrt. Jetzt empfand er selber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes harrt und wartet, und Stunde auf Stunde verrinnt, und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit spähendem Blicke aus einem Busche trat. Eberhard schrie auf, als sollte er gemordet werden. Der Wilderer aber sagte:

„Sei still. Ich hab' dir 'was Schönes gebracht, du hast dir ein Eichhörnchen gewünscht, Das ist viel, viel schöner, da hast du

einen jungen Fuchs, den ich für dich aus seiner Schluft geholt habe. Du mußt aber auch versprechen, daß du nichts von dem erzählst, was wir mit einander gehabt haben."

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Tuche genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befestigte diese an der Hundehütte und verschwand so schnell wie er gekommen war.

Endlich erschien die Mutter, sie umhalst ihr verlorenes Kind mit stummem Schluchzen und strich ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu sein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen seinen Begegnissen und für diese Untreue mußte er schwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs sah, wollte sie das Thier losbinden und in den Wald laufen lassen, aber sie fürchtete sich doch, ihn anzurühren, und so blieb der Fuchs, den Eber-

hard, nach seiner Aussage, von einem Mann im Walde erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte immer weniger in den Wald und wie mit unwiderstehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den still schönen Tagen im Leben hat man weit seltener eine Erinnerung, und wenn man sich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch sind jene Tage meist gerade die seligsten!

Es geht hierin aber bei den einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern, hier sind Jahrzehnde und mehr, was dort ein Tag ist. Die Volksgeschichte berichtet fast nur die außerordentlichen Ereignisse, und so geht's uns auch mit der Jugendgeschichte Eberhards.

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die er auf der Anhöhe hinter dem Hause, in den Kornfeldern verlebte! Wie Das immer auf

und abwogte, wie ein Strom! Solch ein Roggenfeld iſt auch ein majeſtätiſcher Wald mit gewaltigen Rieſenſtämmen. So meinten wenigſtens die Käfer, die dort umher ſtrichen und im raſchen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's anſieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, iſt unſere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menſchen winzige Geſchöpfe, die darauf herum kriechen.

So ſtand nun Eberhard oft zwiſchen den Furchen und betrachtete ſich dieſes kleine, große Leben und dachte Unennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine, beobachtete die Thierchen, die ſich zwiſchen den kleinen Gräſern tummelten, oder er ſchaute hinauf nach dem blauem Himmel, wo am hellen Mittag ſchon der Mond ſtand und geduldig harrte, bis ſeine Zeit kam, da er ſelber etwas gilt und man nach ihm aufſchaut. Wie namenlos

waren da die Empfindungen, die durch die Bruſt Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufſtand, wie ſpannten ſich alle ſeine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war ſtill in ſich hinein vergnügt! Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde, und tiefdeutig iſt die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der, vom Boden gehoben, ſchwach war, ſobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich ſtark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwiſchen den Furchen und ſchaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Weizenfelde zu, die am Morgen und am Abend ihr Naurau-Pickerwick erſchallen läßt und nur am Mittag ruht. Er ſtand auf und es war ihm ſo wohl und leicht zu Muthe, als ob er aus dem friſchen Wellenbade käme, und er ſang und jodelte frei in die Welt hinein. Da ſah er einen ſchön rothen

Bluthänfling, der kaum erſt flügge geworden ſchien, in kurzen Sätzen äufflegen und ſich wiederum niederlaſſen; den wollte er nun haſchen und er ſprang ihm nach, von Buſch zu Buſch, aber kaum war er ihm nahe, ſo war der Vogel wieder auf und davon; dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis ſie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und ſang von jenſeits den ſchönen Geſang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß, bis er den Hang hinab und den jenſeitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorſprung hatte. Eberhard ſah vor ſich nieder, betrachtete ſeine Füße und verſuchte mit den Zehen mühſam Steinchen aufzuheben, er lachte in ſich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: Wie wunderig ſind doch die Vogelfüße gemacht! hüpft der Vogel von Aſt zu Aſt und verfehlt nie den Zweig, ſtrauchelt nicht und fällt nicht; wie ſchnell kann er die Krallen

auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles so schnell berechnen kann. Freilich — sagte er fast laut, den Kopf drehend — haben sie auch einen viel geschickteren Hals als wir, daß sie ihn so leicht drehen, und wir, wir müssen das ganze Gestell umwenden, wenn wir rückwärts sehen wollen. — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterschreiten zu singen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir sagt: Jetzt hier, gib Acht, wie's widerhallt. Das ist ganz anders, wenn man so etwas von selber unversehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erschrack fast, als er seine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und stark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er schrie: Juhu! Juhu... hallte es wieder, tief, tief hinein. Under rief auf's Neue: Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald seine Stimme gibt — Stimme gibt...

ſchallte es durch den weiten Raum. Und er rief: Gottfried! Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er ſeinen eigenen Namen: Eberhard! und es ſchallte wieder Eberhard ... Der Knabe empfand ein ſeliges Entzücken, da er ſich ſo weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: Jetzt kennen mich alle Bäume, wie man mich ruft — mich ruft ... antwortete es.

Mit einer namenloſen Seligkeit ſpielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerſt geweckt hatte. Noch nie hatte ein Menſch vor ihm von hier aus die Bäume und die Berge ſprechen gelehrt.

Eberhard verſuchte es, von einer andern Stelle auch den Wiederhall zu wecken, aber es klang nicht ſo rein und hell, wie von jenem Punkte, den er zuerſt, ohne ſein Wiſſen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: Lebt wohl! Lebt wohl ... erwiderte es und er ſtieg hinab zum Hauſe der Mutter. Seine Bruſt war hoch

geschwellt, er hatte in einsamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tausendfach verstärkt antwortet, wenn wir sie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht selige, freudesprossende Tage?

Im Hintergrunde lauerte aber auch schon die Pein, von Menschensinn bereitet.

Eines Samstag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, kam der Vetter Gottfried vor dem Jägerhause vorbei und sprach eine Weile mit der Jägerwittwe, die eben Wäsche aufhing. Sie klagte, daß sie mit ihrem Sohne nicht mehr in Frieden lebe, seitdem der Fuchs im Hause, sie zittere immer vor Angst, wenn der Knabe mit dem Thiere spiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich seine wilden Tücken loslassen; sie wisse daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht sein," sagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm

das Gewehr von der Schulter, ließ den Fuchs los und ſchoß ihn nieder. Gottfried verſpottete ſich ſelber über die leichte Jagd, enthälgte das Thier kunſtgerecht, warf das Fleiſch, das der Hund nicht auffraß, in den nahen Teich. Er erhandelte ſich noch den Balg und ſteckte ihn in ſeine Jagdtaſche.

„Nun aber noch einen Handel," ſagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern ſo ledig durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich laſſe mein Gewehr da und nehme mir drinnen das von eurem Mann, es iſt ja noch ein Schuß darin."

Gottfried that wie er geſagt.

Zur ſelben Zeit als dieſes am Jägerhauſe geſchah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorfe heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loche, wo man einen Baumſtumpf ausgegraben hatte und hielt das Selbſtgeſpräch: „So? alſo ein Schulmeiſter ſoll der Eberhard werden? Da könnte ich lange warten, bis mich die Kugel trifft, die auf

mich wartet; und soll ich immer so herumlaufen in Angst und Bangen? Und vielleicht bleibt der Mord gar in unserer Familie hängen und die drüben bleiben unschuldig? Nein und nochmal nein. Von Alters her geht's Piff Paff in unsern Familien, jetzt hält's an der des Jägers. Er hat ja noch einen Schuß hinterlassen auf der Welt. Soll ich noch lange umher gehen und mein Tod steckt in dem Gewehrlauf, den der Todte geladen? Nein und dreimal nein."

Eberhard kam singend daher, der Wilderer vertrat ihm den Weg und schenkte ihm eine junge Amsel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn sogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn schießen lehren, so gut als es keiner seines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach großes Verlangen, aber er widerstand dennoch. „Bring mir nur

das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommſt, was du willſt," bat flehentlich der harte Mann, aber Eberhard ſprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannſt du doch kommen; ich bin am Morgen da."

„Aber ich komme nicht," ſagte Eberhard vor ſich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie raſend und beſtürmte ſeine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter aber gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umherſuchen fand Eberhard einige friſch verdeckte Blutſpuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er ſchwor in ſich hinein, daß er ſich wieder einen Fuchs verſchaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch ſchlief, ſchlich er in die Stube, ſeine Hand zitterte, als er das Gewehr anfaßte, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund ſprang hoch vor Freude, als er ſeinen jungen Herrn ſo mit der Flinte bewaffnet ſah; die beiden verſchwanden wieder im Walde, aber jetzt gemeinſam.

Ueberall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verſchüttet und die Sonne ihn nicht aufgeſogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeſte ſich ihm gleichſam in den Weg ſtellten, daß er nicht weiter gehen ſollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er verſteckte ſchnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der da ſang:

Wacht auf, ihr ſchönen Vögelein,
Ihr Nachtigallen kleine,

Und ſingt mit euren Schnäbelein,
Gedreht von Elfenbeine;
Lobt Gott, ihr ſüßen Schwätzerlein,
Und ſingt für ihn alleine;
Schwingt freudig eure Flügelein,
Regt Aermelein und Beine;
Und habt ihr noch kein Liedelein,
So lernet nur das Meine;
Gelobt ſei Gott, ſingt drum allein,
Gott Zebaoth alleine.

Eberhard ſtand mit gefalteten Händen und betete inbrünſtig, ſeine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte ungeſehen wieder heim zu kehren und nie mehr ſolch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber ſeine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, ſonſt hätte er ſich nicht geſcheut, zu dem guten Manne hinzutreten und ſein Fehl offen zu bekennen, ſtatt daß er ſich heimlich weg ſtehlen wollte. Und das, daß er ſich vor den Menſchen mehr fürchtete, als

vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm schwere Pein.

Der Hund schlug an, Gottfried kam näher. Nach den ersten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum drittenmale so seltsamer Weise treffe, sagte er: „Lauf jetzt nicht so allein im Wald herum, der Spaniermichel ist wieder in der Gegend und dem ist nicht zu trauen.

„Wer ist denn der Spaniermichel?"

„Komm mit da heraus, ich will dir's schon erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren."

Eberhard bangte, den Ort zu verlassen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Verstecke zu finden; aber es gelang ihm, unversehens ein Tannenreis abzupflücken, solches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgerissenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den älteren Wald, Gottfried setzte sich auf einen Baum

ſtumpf, Eberhard auf einen daneben und der Erſtere erzählte:

„Der Spaniermichel und ſein Geſchlecht ſind ſchon ſeit alten Zeiten Feinde eures Geſchlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimme Feindſchaft zwiſchen euch kommt, man erzählt Allerlei; die Einen ſo, die Andern anders, am wahrſcheinlichſten iſt, daß zwiſchen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg iſt. Es iſt, als ob die unbändigen Geiſter des Wildes, um deſſen Erlegung ſie ſich ſtreiten, in ſie ſelber gefahren wären. Dein Urgroßvater iſt von einem Spaniermichel erſchoſſen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen ins Gras geſtreckt. Die Spaniermichels ſollen, wie man ſagt, von einem Soldaten abſtammen, der in alten Zeiten von dem ſpaniſchen Heere hier zurückgeblieben iſt, ſie haben

heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, so gewiß als jetzt die Sonne scheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Gefängnisse entlassen, jetzt hier in den Wäldern herumstreicht und sein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man selten die Gerichte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle einschreiten macht; es ist das so ein altes Abkommen zwischen Jägern und Wilderern, und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt gesehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von seinen Fuchslöchern steckt, ist nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat sich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinne hat; Gutes gewiß nicht. Ich habe seine Tücke schon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn gestern noch spät im Walde getroffen und heute Morgen finde ich in meinen schönsten Tannen glühende Nägel eingeschlagen, daß sie verkommen müssen. Der Spaniermichel weiß, daß

ich die Tannen ſo lieb habe, und darum hat er ſie verderben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menſchen gehen kann, daß ſie ſich damit freuen, einem andern ſeine Freude zu zerſtören."

Nach einem ſchweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergeſſe, der Hund da iſt mitſchuldig an dem Tode deines Vaters. Siehſt du, wie er winſelt? Er merkt, was ich ſage. Das Gerücht, wie ſich die Sache zugetragen, rührt wahrſcheinlich vom Spaniermichel ſelber her, der es ausgeſprengt hat. Er hat den Hund auferzogen und hat ihn dann durch einen Unterhändler an deinen Vater verkaufen laſſen. Wie ſie nun in Todfeindſchaft im Walde zuſammen treffen, ſpringt der Hund bald an dem Einen, bald an dem Andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches ſein Herr iſt; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt

ihm der Spaniermichel die Kugel in die Bruſt. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menſchenhund, der ſich ſelber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört." — So ſchloß der Vetter Gottfried und ſtand auf.

Eberhard war es zu Muthe, als wären ihm alle Glieder zerſchlagen, er konnte ſich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf verſinken und drinnen Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hatte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abſchiede und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte ſeinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieſer ſchob ihn weg und richtete ſich endlich ſtraff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen; er fand es bei dem Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, ſchien es ihm ein frem-

des. Sollte Jemand da gewesen sein und es vertauscht haben? — Indem er so in Gedanken dastand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Bist du der Spaniermichel?" schrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurücknackend.

„Ja," lautete die Antwort.

„Hast du meinen Vater erschossen?"

„Ja," aber halt, du hast ja kein Pulver auf der Pfann', gib her," er entriß Eberhard die Flinte, goß aus seinem Horn Pulver darauf, gab ihm das gerichtete wieder zurück und sagte, sich vor die Mündung stellend: „So, jetzt schieß zu."

Eberhard stand sprachlos, todtenbleich.

„Bist mir ein rechter Bursch," hohnte der Wilderer „siehst aus wie das Käpschen am Bauch, wenn du todbrennen sollst; Feuer! drück zu!"

Eberhard gewann die Sprache wieder, warf sich auf den Boden und schrie, daß er nicht schießen und lieber selber sterben wolle.

Der Wilderer hob die Flinte und den Knaben auf, hielt dem letztern, der schreien wollte, den Mund zu, rannte durch den Wald hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felsen; dort legte er den Knaben ab und sagte: „Jetzt schrei wie du willst, hier hört dich keine Menschenseele. Hier mußt du mich erschießen. Ich hätte den Mord bei den Gerichten gestehen können, aber ich will hier draußen sterben im grünen Wald, ich will durch deine Hand sterben, in euzer Familie muß der Mord wieder sein, wir behalten ihn nicht; piff paff, herüber und hinüber durch alle Zeiten fort." Er stellte Eberhard auf einen höheren Felsen, gab ihm das gerichtete Gewehr in die Hand, stellte sich auf einen andern Felsen, riß sich die haarige Brust auf und setzte die Mündung hart daran, dann zog er einen Dolch aus der Tasche und schrie

ſchäumend und heiſer: „Schieß oder du biſt todt, mach's kurz.“

Der Finger Oberhards zuckte unwillkürlich an dem Drücker, aber der Hund ſprang an ihm herauf, als wollte er abwehren. „Biſt du auch wieder da?“ knirſchte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, ſtieß ihm den Dolch in den Hals, zog den Dolch wieder heraus und ſchleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felſengrund. Zum drittenmale ſchüttete er Pulver auf, ſtellte ſich mit blutigem Dolche in ſeine alte Lage und befahl: „Mach's kurz, rad!“

Oberhard ſchrie laut auf: „Ich will nicht ſterben und will nicht morden.“

„Schieß oder fahr zum —“

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und ſchrie noch im Umſtürzen: „Das iſt des Todten Schuß!“

Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried ſtand oben mit der Flinte, die er von der

Jägerwittwe geborgt hatte; er hatte schnell gesehen, was hier vorging, und der höllischen Pein rasch ein Ende gemacht.

Langsam verzog sich der Rauch an den feuchten Felsen und Bäumen und in langsamen Zuckungen verschied der Spaniermichel. Eine Menge frisch geschmiedeter Nägel, die ihm aus der Tasche gefallen waren, lagen zerstreut um ihn her; sie waren ganz genau wie jene in den schönen Tannen.

Mit dem Spaniermichel hat die grausige Verderbung des Mordes sich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer sein, durch welche die Habsucht und Rachgier der Menschen die Heiligkeit des Waldes entweiht.

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hause gebracht, er lag wochenlang im Fieber, aus dem er aber gesund sich wieder erhob.

Als er heran gewachsen war, wurde er in die Lehrer-Pflanzschule aufgenommen, seine aus der Kindheit sprossende Liebe zur Natur ließ ihn die Wissenschaft derselben zu seinem besondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verstehen, was ihm früher unklar gewesen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehedem ohne Führer und Unterricht für unumstößliche Wahrheit hielt.

Bei dem Studium war Eberhard Eines ganz sonderbar: er erkannte viele Vögel aus der Heimath nicht wieder, obgleich sie in den Sammlungen sorgsam ausgestopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erscheinung beschrieben waren; denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptsache ist: der Ge-

ſang. Eberhard verſuchte es, zur Vervollſtändigung den Geſang der Vögel mit Buchſtaben und Muſiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Juſt Alles läßt ſich nicht auf dem Papiere aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch ſein Gutes.

Als Eberhard ſeine Lehrzeit beendet hatte, ſchloß er ſich einer naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbſtändigkeit und wildes Treiben gewöhnt, beſteht er die Mühſeligkeiten dieſes Lebens leichter als mancher Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath geſendet.

Eberhard's Name wird jetzt von vielen Menſchen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm ſo viel Freude macht wie damals, als das einſame Echo im Walde ihm ſeinen Namen rief?

Da er ſo weit weg iſt, kann er ſich nicht dagegen wehren, wenn man einſtweilen ſeine

Jugendgeſchichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal ſelber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch ſo grauſame Wilderer gibt.

Wo der Spaniermichel gefallen, ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Mannheim, Buchdruckerei des kathol. Bürgerhospitals.